Gustav Renker

Symphonie und Jazz

Symphonie und Jazz

Roman

von

Gustav Renker



L. Staackmann Verlag · Leipzig

1931

Umschlagzeichnung von Gilbert Prunner

Druck der Offizin Haag-Drugulin AG. in Leipzig



Meinem Freunde

Dr. Robert Hohlbaum

Othmar Wehrberg setzte den Namenszug unter die Bürstenabzüge seiner D-Moll-Symphonie.

Es war ein geschäftlicher Vorgang: Deckung des Verlegers bei späteren Vorwürfen, falls sich da oder dort ein Druckfehler verstecken sollte.

Wehrberg machte daraus eine symbolische Handlung: endgültige Vollendung, Schlußstrich unter das große Werk. Er improvisierte eine Feierstunde aus der Gewöhnlichkeit eines Verlagsgebrauches. Arbeit vieler durchwachter Nächte lag hinter ihm — nicht das Schaffen der Komposition, das Ausschreiben der Partitur.

Das war leicht und fließend, spielerisch fast, vor sich gegangen, in jenen Sommermonaten am Wörthersee, als Wehrberg die Symphonie in des Wortes schöpferischer Bedeutung schuf.

Was dann gefolgt war, bestand aus Fleiß und Handwerk, sogar ein wenig Schulmeisterei mußte dabei sein. Hier noch ein Legatostrich, dort aus einem Forte ein Sforzando, kontrapunktische Führung des Hornes

zur eigenen Melodie erhoben. Und vor allem die Druckfehler, die vielen Druckfehler.

Wehrbergs müde, hilflose Augen waren rot umrandet von diesen Nächten.

Nun war er heute morgen in das Bureau des Verlages gekommen, die Bürstenabzüge und die Urschrift der Symphonie unter den Arm geklemmt.

Wirbelig, hin und her zackend wie ein elektrischer Funke, von einer sprunghaften, auf jeden Anwesenden überblitzenden Freundlichkeit, die zu herzlich war, um nur als Liebenswürdigkeit aufgefaßt zu werden.

Allerletzte Blicke, hastiges Durchrauschen der Blätter — da kam der Bureaudiener Hans Stramperl und brachte die Jause. Ein Paar Würstel und ein Glas Bier.

„Zu viel für mich. Da, Stramperl, wohl bekomms!"

Stramperl zerfletschte eine Würstelhälfte.

„Kommt in die Biographie. Anläßlich der Signierung seiner Fünften teilte Wehrberg mit dem Verlagsfaktotum Stramperl ein Paar Würstel", sagte der Musikkritiker Hirsch. Man wußte nicht, ob er es ernst oder scherzhaft meinte. Die lustige Geste, die rechte Augenbraue in einem spitzen Winkel hoch zu ziehen, woran man einmal Hirschs Späße erkannt hatte, war in ihrer Wirkung längst zur steten Grimasse geworden.

Immerhin, Hirsch galt als der künftige Biograph Wehrbergs; er hatte Führer durch des Meisters Opern geschrieben und sammelte seit Jahren Material.

Mußte natürlich dabei sein, Dr. Paul Hirsch, in dessen Händen so viel Fäden des Musiklebens zusammenliefen, Hirsch, der aller Schaffenden Freund und Berater, aber niemals zerstörender, hemmender Richter war.

Er hatte sogar einen Kollegen eingeführt, Monsieur Legrange von der „Sentinelle" in Paris. Der Franzose stand am Fenster und blickte auf die Straße hinab.

Nicht gelangweilt, sondern in heftigem Beschwören aller Erinnerung an Othmar Wehrberg. Er kannte nichts von ihm, der Westen überhaupt wußte von Wehrberg noch wenig. In Genf und Lausanne einmal eine Pantomime — Doret hatte sie gelobt. Was, milles diables!, hatte ihm der Schweizer nur darüber gesagt? Legrange zerquälte sein Hirn.

Es war nutzlos verspritzte Energie, denn, als sie dann einander gegenüberstanden, verstand Wehrberg ebensowenig Französisch wie Legrange Deutsch.

Paul Hirsch wollte es vermeiden, daß sich der Pariser langweile. Er stellte ihm Ingenieur Max Rotter vor, der jahrelang in Frankreich geweilt hatte. Wußte, daß Wehrbergs Sache bei Rotter gut aufgehoben war und daß es keinen besseren Stimmungsagitator für den Tondichter gäbe als den Mann, der in Stuttgart Kleinflugzeuge konstruierte.

Max Rotter war ein Unbedingter, hemmungslos der Musik Wehrbergs ergeben. „Vielleicht auch ein wenig

urteilslos", dachte Hirsch — dabei dachte er an manches, das Wehrberg nicht als Geschenk höchster Stunde, sondern im Vertrauen auf seinen großen Namen geschaffen hatte.

Der Meister blätterte noch immer in den Korrekturbogen; es war, als wenn er sich nicht entschließen könnte, sein Zeichen unter den letzten Akkord zu setzen.

Einen Augenblick schloß er die Augen, ließ den Kopf mit dem buschigen, grauen Haar über die Notenblätter sinken.

Max Rotter sah das zuerst; über sein derbes, braunes Gesicht ging ein Leuchten jener schönen, idealen Ergriffenheit, die den sonst so nüchternen, klaren Menschen stets befiel, wenn er als Zaungast einen Blick in intimeres Werden und Wachsen der Kunst tun durfte.

„Ich verstehe es", sagte er leise zu Legrange. „Er nimmt Abschied von einem Teil seines Ich. Mit der Unterschrift gehört das Werk nicht mehr ihm, sondern der Welt. Ein Schritt über eine Grenze ist das."

Mit den gleichen Worten wie Rotter begann Paul Hirsch zum Verlagsdirektor Kerzers.

„Ich verstehe es!" Aber die Fortsetzung lautete anders.

„Er hat Rückschläge erlitten in den letzten Jahren. Wird alt, müde! dazu Sorgen des Alltags. Setzt nun wieder einmal alles auf dieses Werk. Ich weiß nicht —" er zuckte die Achseln.

„Ich bitte Sie, machen Sie mir die Symphonie nicht schlecht!" bat Kerzers.

„Hab ich je etwas schlecht gemacht?"

Othmar Wehrberg fuhr mit einem Ruck auf. Er hatte weder über den Abschied von seinem Werke noch über seine Sorgen gedacht; er war ganz einfach müde gewesen, hatte das Bedürfnis gehabt, die Augen zu schließen. Nichts anderes.

Er glaubte an sich und sein Werk — nein, er glaubte und hoffte von einem Werk zum andern. Und das war gut so, denn sonst hätte er nicht weiterschaffen können. Er glaubte auch nicht, daß er im Wachsen der neuen Musik alt wurde. Er war einmal Führer gewesen und vergaß, daß die Zeit schneller war als er.

Jetzt stand er auf, warf die Korrekturbogen auf die letzte Seite um.

„Nun seid ihr dabei, wie ich die Fünfte signiere."

Für Wissende lag Peinliches in dieser feierlichen Verkündigung. Nur Max Rotter fühlte wie er. Trat auf ihn zu. „Ein großer Augenblick, Meister. Nach dem, was ich hören durfte, das bedeutendste symphonische Werk seit Bruckner."

Wehrberg sah ihn mit seinen hellen, frohen Kinderaugen hinter den scharfen Brillengläsern an. „Das glaube ich auch."

Es klang natürlich und aus einer unbedingten Echtheit des stolzen Schöpfergefühles.

Paul Hirsch durchzuckte es: „Das hättest du nicht sagen sollen, du großer, lieber Tor."

Während Direktor Kerzers und der Verlagssekretär Antal einander ansahen und der Abrechnung Wehrbergscher Werke in den letzten Jahren gedachten.

„Übrigens", fuhr der Komponist fort und streckte Rotter die Hand hin. „Zur Erinnerung an diese Stunde — auf du und du."

„Meister, mein lieber Meister!" stammelte der Ingenieur.

Paul Hirsch trat herzu. „Solche Menschen brauchst du, Othmar.

Reine Gläubige, nicht schnüffelnde Kritikaster wie mich."

„Ach du!" lachte Wehrberg den Freund an.

Dann nahm er die Feder und setzte seinen Namen unter den letzten Bogen. Der Verlagssekretär ließ die Löschwiege darüberschaukeln und gab das Bündel Papiere dem im Hintergrund wartenden Stramperl. „Erledigt. Ab in die Setzerei!" sagte er kurz.

Er ärgerte sich über die Feierlichkeit des ganzen Vorganges.

Er war kein Feind Wehrbergs, im Gegenteil! Oft hatte er echt empfundene Reklameartikel über den Meister in der Verlagszeitschrift verfaßt. Aber wie er sich einesteils über die Vernachlässigung mancher Wehrbergscher Werke im Musikleben ärgerte, ebenso verstimmt war er über den rosenroten Optimismus des

Komponisten und über seine Naivität in Dingen des großen Musikbetriebes.

Er sah zu tief in alle Seitengassen dieser Welt, um nicht zu wissen, wie unrichtig und kindisch sich Wehrberg meistens sein Verhältnis zur Öffentlichkeit vorstellte.

Auch jetzt wieder! Antal beugte das scharfe, energische Gesicht über die Abrechnung eines anderen Verlagsautors, um nicht hören zu müssen, was Wehrberg wie ein argloses, zukunftsseliges Kind plauderte.

Antwort auf die Frage Rotters, wo die Symphonie ihre Uraufführung erleben werde.

„Nun, was glauben Sie, Direktor? Leipzig eventuell? Der Gewandhausdirigent war letztens so reizend zu mir, erkundigte sich lieb nach meinem Schaffen. Es tut wohl, wenn man sich mit einem großen Dirigenten so eins fühlt. — Hier die Uraufführung? Nein, das wäre mir unlieb. Man hat mir neulich die Suite im Tempo so verhauen. Und solange die Oper nicht meinen ‚Rübezahl' bringt, gestatte ich Symphonien nicht."

Kerzers wiegte in hilfloser Verlegenheit seinen Oberammergauer Christuskopf und heuchelte Nachdenken. Das konnte er doch nicht sagen: „Wir habens trotz des Namens Wehrberg gar nicht leicht, die Symphonie anzubringen. Die Zeit ist anders, die Leute verlangen andere Werke — Honeggers Lokomotivsymphonie dröhnt." Und Leipzigs Begeisterung? Ach du lieber

Gott! Die übliche Gönnerhaftigkeit des prominenten Reproduktiven. Alle diese, Komödianten, Kapellmeister, Tenöre, Soprane, Regisseure, alle diese glauben heute, dem einzig und allein schaffenden Künstler, dem Komponisten und Dichter, etwas von oben herab kommen zu können. Bilden sich ein, ihn zu machen, während er sie macht.

Der umschwärmte Dirigent hatte sich anläßlich eines Teeabends bei Minister Reinle mit glatter Höflichkeit bei Wehrberg nach seinem Schaffen erkundigt. Daraus machte der rosenrote Optimist ein Interesse des Podiumstares für sein Werk.

Der Meister fuhr fort. „Am liebsten wäre mir allerdings München. Da bin ich sozusagen musikalisch daheim. Knappertsbusch versteht mich — ich wüßte keinen, der das Unisono im ersten Satz so herausbringen könnte — weißt du, was ich meine? Den Eintritt des zweiten Themas —"

Er blätterte in der Notenschrift, stutzte, warf die Seiten wieder zurück, hob das gebundene Heft in die Höhe, schüttelte es. Dann ließ er es auf den Tisch fallen.

„Die Seite fehlt, ist herausgerissen worden."

Hirschs lange, dürre Gestalt beugte sich über Wehrberg, so wie ein Weidenast über dem Angler hängt.

„Autographendieb!" sagte er kurz.

„Aber — aber —" stotterte der kleine, zusammengekrümmte Musiker. Jetzt hingen sie alle über dem

Tisch, an dem der Meister saß. Sogar Legranges Anteilnahme erwachte, nachdem Rotter ihn über den Vorfall unterrichtet hatte.

Wehrberg zwirbelte noch immer an den Blattspitzen der Partitur.

„Da ist die große Modulation zum Quartsextakkord von C-Dur und da — da ist schon die Stelle ‚sehr breit und wuchtig'. Was dazwischen ist, fehlt. Unbegreiflich!"

„Also im ganzen sechs Blätter", stellte Antal fest.

„Die instrumentierst du an einem Abend wieder", tröstete der Redakteur. „Ich bin überzeugt, daß du das Partiturbild im Kopf trägst. Der Schaden ist nicht arg."

„Immerhin — ich wollte nun fest an das Requiem."

Der Verlagsdirektor richtete sich wieder auf. „Doktor Antal, senden Sie sofort eine Notiz an die Presse. Bitte — schreiben Sie!" Antals Stift tanzte Stenographie. „Heute vormittag wurde dem Komponisten — nein, nicht so! Komponist lassen wir aus, die Leute müssen wissen, wer Othmar Wehrberg ist. Also: wurde Othmar Wehrberg auf dem Wege von seiner Wohnung zum Unionsverlag — Sie kamen doch aus Ihrer Wohnung, Meister?"

„Eigentlich nicht ganz — gewissermaßen —" sagte Wehrberg verlegen. „Ich habe gefrühstückt, im Café Weidl — wie immer —"

„Café Weidl, das ist schmerzhaft", sagte der Direktor.

„Lassen Sie ihn in Gottes Namen bei Weidl sitzen, wenn's ihm dort gefällt," fiel Hirsch gereizt ein.

„Habe privatim nichts dagegen. Aber in einer Pressenotiz darf Othmar Wehrberg nicht bei Weidl sitzen, das entgöttert. Verstehen Sie das als Zeitungsmann!"

„Dann lassen wir eben Weidl", begütigte der Meister. „Schließlich ist's ja Wurst, woher ich kam."

„Ganz meine Meinung. Hauptsache ist die Reklame, welche uns die gestohlene Partitur macht. Schreiben Sie weiter, Doktor, in diesem Sinn — Sie wissen ja. Interesse für das neue Werk so angespannt, daß begeisterter Verehrer selbst Diebstahl nicht scheuen — Komponist schwer getroffen — mühselige Arbeit vieler Nächte dahin —"

„Ist ja nicht wahr", widersprach Wehrberg. „Sechs Seiten . . ."

Direktor Kerzers hörte nicht auf ihn, „— vieler Nächte dahin — dadurch Verzögerung der Uraufführung — Donnerwetter, wie umgehen wir die Klippe? Vorderhand haben wir die Symphonie noch gar nirgends angebracht. — Schreiben Sie: Uraufführung, bezüglich welcher der Meister noch zwischen Angeboten verschiedener erster Orchester Deutschlands schwankt. — So ungefähr, Sie drehen das Ding besser als ich."

Antal nickte und war seiner Sache ziemlich sicher.

In der Türe wandte sich der Direktor noch einmal um. „Fügen Sie dazu, daß Herr Legrange aus Paris —" er machte dem Franzosen, der bei Nennung seines Namens aufsah, eine Verbeugung, „— hier weilt, im Palace abgestiegen, sofort mit Wehrberg in Fühlung trat. Guten Morgen, meine Herren." —

„Mir ist das nicht recht, Paul, ganz und gar nicht recht", sagte Wehrberg eine Viertelstunde später zu dem Kritiker, als sie durch den matten, verschüchterten Frühling des Stadtparkes gingen. „Findest du nicht, daß die Ausschlachtung des Vorfalles durch Kerzers etwas grob ist?"

„Heutzutage kann keine Reklame grob genug sein. Das Publikum verlangt das. Hau einem Menschen mit einem Spazierstock über den Schädel und erkläre ihm dann: das sei nicht bös gemeint, sondern Reklame für den guten Stock, dann wird er, statt zum nächsten Polypen zu rennen, den Stock kaufen."

Der Musiker sah zu dem langen Freund auf — wieder war das rechte Auge im Winkel emporgezogen und der Mund in den Ecken zusammengekniffen. Hirsch liebte diese diabolische Maske, die ein ungesund fahlgelbes Gesicht noch verstärkte. Er hatte einen kleinen schwarz gefärbten Spitzbart und das strähnig-ölige Haar zu einem Schopf emporsteilt. Einen Hut trug er nie.

Jetzt blieb er stehen, unter einer Kastanie, deren

Blüten sich bemühten, die vom Straßenstaub verkrustete Hülle zu sprengen.

„Sag, Othmar, warum gehst du immer zu Weidl? Es ist, unter uns geflüstert, wirklich nicht standesgemäß. Kommis, Bureaufräulein, kleine Geschäftsleute, 'ne Burschenschaft, Korps oder so'n Dingsda hat dort auch seinen Stammtisch. Kein Mensch kennt dich, du sitzt da wie ein verknitterter Gymnasiallehrer und frißt Zeitungen. Im Parkcafé oder auf der Palaceterrasse würde man sich anstoßen und sagen: Wehrberg ist das!"

„Zeitungen! Das ist's, Paul. Der alte Weidl ist ein Kärntner und hält etliche Heimatsblätter."

„Ach du lieber Gott!" sagte Hirsch. Es klang wie Spott und war doch nur etwas Neid. Soweit dieser messerscharfe, sarkastische, dekadent geistreiche Mensch mit seiner echten, hilfsbereiten Freundschaft für alle großen und kleinen Schaffenden überhaupt neidisch sein konnte. Vielleicht hätte er es in anderer Beziehung einmal werden können — er hatte als Kapellmeister begonnen, hatte Lieder, Quartette geschrieben und plötzlich mit der rücksichtslosen Erkenntnisschärfe seiner Rasse das Sekundäre dieses Schaffens erkannt. Zum Baumeister hatte es nicht gelangt — also Kärrner!

Mehr als das: Dienender! Es gab Kollegen der Zunft, die ihm zu große Milde und zu rasche Begeisterung vorwarfen.

„Was wollt Ihr! — Wir haben an dem verfluchten Erbe Hanslicks so schwer zu tragen, daß wir nicht verstehend genug sein können. Beckmesser muß zur Legende werden, darf nicht mehr immer neugeborene Wahrheit sein. Wagner hat, wie so vieles andere, auch uns in Grund und Boden gestampft."

Man stritt sich noch um Gustav Mahler — Hirsch trat für ihn ein; man nannte Richard Strauß einen Reklameschinder — zu Hirsch strömte die gigantische Wahrheit und Ehrlichkeit dieses Größten.

Und einmal war Othmar Wehrberg da, der Dorfschullehrer aus Kärnten. Ein Homo novus, hervorgesprungen aus den Wäldern des Maltatales, durch fabelhaften Glücksfall und wider alle Gesetze heiliger Protektion uraufgeführt in einem Symphoniekonzert.

Paul Hirsch flammte auf an soviel Gegensätzlichkeit zu seinem eigenen armen, von Kokain und Erotik zerfressenen Wesen. Othmar Wehrberg war gesund und erdnah, ohne stadtfremd und unbeholfen zu sein wie Meister Antonius von St. Florian.

Er ließ sich nicht mit Füßen treten und sagte zu keinem Kritiker „Küß die Hand, Herr Redakteur". Es war stark, derb sogar, stand mit beiden Beinen fest in seiner Bauernerde und glitschte auch auf dem Parkett nicht aus. Lehrer war er geworden, weil er im Studium verbummelt war. Er schrieb nicht nur Noten, sondern haute von Zeit zu Zeit handfeste Feuilletons in die Schreibmaschine, wenn ihn ein Thema reizte.

Ein tiefwühlendes Ereignis hatte ihn wie eine ungeheure Woge aus der Kärntner Dorfstille hochgehoben und in die Stadt geschleudert: der Tod seiner Frau, der ihm das Meisterwerk einer symphonischen Dichtung erzwungen hatte.

Da stand er und war ein Fertiger, der zwar anzugreifen, aber nicht mehr wegzudisputieren war. Vor allem nicht totzuschweigen!

Drei Opern von erschütternd wahrer, lebensnaher Dramatik — wieder einmal war Wagner überwunden. Schließlich noch ein Streichquartett voll seliger Naturklarheit.

Und dann begann es! Plötzliche Verwirrung durch neue Richtungen, Wunsch, sich anzupassen, ebenfalls modern zu sein.

Ein Prozeß von Jahren, während des Krieges die schwersten Krisen erlebend.

Und dann: ein alter Meister!

Seit einigen Jahren besuchte Othmar Wehrberg das Café Weidl und las die — „Kärntner Nachrichten".

Er war zu tragisch, um ganz lächerlich zu sein.

Sie gingen weiter: der Komponist mit seinen schweren, harten Schritten, als ob die Füße statt des zierlich kleinen Körpers einen Holzknechtleib aus den Tauernwäldern trügen; der Kritiker leicht und zappelig, mit Beinen, die schlenkerten, als ob sie nicht ganz fest in den Gelenken säßen.

„Die herausgerissenen Partiturblätter", begann Wehrberg, „geben mir wirklich zu denken. Warum bitten die Leute nicht um ein Autogramm? Ich bin doch dafür bekannt, leicht zugänglich zu sein?"

Leise wetterleuchtete es um des anderen Mund. „Glaubst du wirklich, daß man die Blätter gemaust hat?"

„Etwas anderes ist doch kaum möglich. Es wird in der Straßenbahn geschehen sein. Ein junges Ding saß da, Notenmappe, Biedermeierrollocken — kurzum, musisch angehaucht, guckte mich an. Die wird's gewesen sein — begeistertes Seelchen!"

An solche Dinge glaubte Othmar Wehrberg.

Er glaubte überhaupt alles, was für ihn schön, gut und erfreulich war. Hatte ein Werk Mißerfolg, dann schrieb er zur Zeit der Aufführung gewöhnlich schon an einem neuen, von dem er sich alles versprach, was Publikum und Presse dem Künstler geben können.

„Je mehr ich's bedenke," spann er fort, „desto klarer sehe ich, daß mein Widerstand dumm war. Kerzers hat mit der Reklamenotiz vollständig recht, er ist überhaupt ein Prachtkerl."

„Er bemüht sich, mit dir ein Geschäft zu machen", gab der Kritiker zu.

„Es wird ein Bombenaufsehen geben. Ich werde morgen vormittag daheim bleiben müssen. Interviewer werden kommen. Eigentlich —" er blieb stehen und tippte dem anderen auf die Schulter —

„könntest du den Kollegen den Rahm von der Milch schöpfen. Veröffentliche in deinem Abendblatt noch heute ein Interview mit mir über die gestohlene Partitur."

„Nee, Alter. Das tut Sam Hirschs einziger Sohn nicht. Rezensieren, analysieren, Neues introduzieren, Schwülstig-wulstiges operieren, biographieren — alles, nur nicht interviewen. Das überlasse ich den Leuten, welche die Gabe haben, beim Hauptportal rausgeschmissen, durchs Korridorfenster wieder reinzukrabbeln."

„Na denn nicht. Ich dachte, bei mir hättest du eine Ausnahme machen können."

„Ausnahmen mache ich bei jungen Menschen, die nach oben flattern. Du bist schon oben."

Eine Weile ging Wehrberg wortlos neben dem Freund.

Dann. „Meinst du wirklich, daß ich schon oben bin?"

„Eine Spalte im Musiklexikon, eine Gasse nach dir benannt, Generalmusikdirektor, Ehrendoktor . . ."

„Mach keine Witze."

„Du hast recht. Also ernsthaft gesprochen: oben bist du und oben bleibst du. Nur den Gedanken, von deinem Oben ein Stückchen in eine Scharte hinabzuklettern und den nächsten, noch höheren Gipfel zu erreichen, diesen Gedanken mußt du aufgeben."

„Die Fünfte . . ." setzte Wehrberg noch einmal zaghaft an.

„Die Fünfte ist sehr schön, stellenweise. Ich habe dir schon gesagt, was ich davon halte. Aber — Honnegger in Paris schreibt an einer Fußballsymphonie."

„Erlaube, das ist doch . . ."

„Weiß schon, weiß schon, was du sagen willst! Keine Kunst, trübe Augenblicksspekulation, entweihter Tempel — und so fort. Große Worte! Habe sie auch geschmettert, habe getobt und geschrien. Nützt alles nichts, Freund, wir kommen unter die Räder.

Unter die Räder der D-Zuglokomotive, welche eben jener Honnegger komponiert hat. Du als Tondichter, ich als Kritiker, wir alle aus der Zeit vor dem Krieg. Die Menschheit ist anders geworden und mit ihr die Kunst. Was uns heute noch Irrsinn dünkte, wird in zwanzig Jahren Allgemeingut werden. Die Zeit schafft nichts Sinnloses, alles hat seinen Zweck. Dir gestehe ich's: manchmal beneide ich die jungen Menschen, die hingerissen und gebannt einem Werk von Hindemith oder Schönberg lauschen. Ich komme nicht mehr mit — es scheint mir in solchen Fällen geradezu unanständig, daß ich über diese Werke kritisch zu Gericht sitze."

„Du, der noch Brahms gekannt, Mahlers Freund war!"

„Eben darum. Bei Mahler, bei euch Lebenden aus der Vorkriegszeit bin ich daheim. Ich kann dir von deiner Fünften genau sagen, wo und warum

Schwächen vorhanden sind. Strauß war mir böse, weil ich mich zur ‚Josephslegende' gegnerisch stellte. Ich konnte es aus einer genauesten Kenntnis des ganzen musikalischen Organismus von Strauß sagen. — Bei den ganz Jungen sitze ich blöde da, alles mißfällt mir, aber warum es mißfällt, das weiß ich nicht. Und ein Kritiker, der auf die Frage warum nicht antworten kann, soll das Geschäft an den Nagel hängen. Aber leider, schließlich muß man leben. Wenngleich", setzte er rasch hinzu, „ich nicht recht einsehe, warum ausgerechnet ich leben muß."

Das tiefe Unlustgefühl Hirschs an seinem Sein, die Hoffnungslosigkeit eines unfehlbar Verirrten lagen in diesem letzten Absatz. Aber Wehrbergs schöpferischer Egoismus war zu groß, um darauf zu hören.

„Und die Fünfte?" drängte er.

„Gott ja, die Fünfte!" sagte Hirsch traurig. So war es immer. Er, der Helfer, ja Freund der größten lebenden Musiker, blieb im Grund diesen großen, nur an ihr Schaffen denkenden Kindern fremd. Er wußte alles von ihnen, war ihr Prophet und Wegebahner, sie wußten von ihm nichts und wollten nichts wissen. Er interessierte sie gar nicht.

Er aber verstand das und nahm es nicht übel.

„Die Fünfte?" sagte er. „Nicht dein Bestes, aber ein reines, anständiges Werk. Leider zu anständig, um ausgepfiffen zu werden. Ich würde dir einmal einen tobenden Theaterskandal wünschen. Wenn Kerzers der

Verleger ganz großen Formates wäre, würde er gelegentlich so was inszenieren. Aber auch er ist steckengeblieben. Wir alle sitzen hoffnungslos in der Vorkriegsbürgerlichkeit fest, die so aussah, wie dein begeistertes Seelchen mit Notenmappe und Ringellocken."

Sie waren vor dem Hause Wehrbergs angekommen, einem alten, niederen Gebäude in einer grauen, stillen Sackgasse. Ihr Ende war eine verwitterte, moosbepelzte Mauer, über die blühende Fliederbüsche ragten. Durch das Tor des Hauses sah man gleichfalls einen Garten, der die Fortsetzung eines Hofes mit rauschendem Brunnen bildete. Auch hier blühender Flieder, anmutig verwilderte Wege an Blumen vorbei und unter Bäumen, ganz hinten, ein Lusthäuschen von wildem Wein überrankt.

Eine rührende, entzückende Kitschigkeit. Wieder fiel Hirsch das auf, wie so oft in den langen Jahren ihrer Freundschaft.

„Da drinn kannst du freilich keine Hockeysymphonie oder keine Jazzphantasie über die Josephine Baker komponieren. Hoffnungsloser Fall, mein Lieber!"

„Aber das Requiem schreibe ich hier. Mir genügt das."

„Mir auch, denn es wird dein Meisterwerk, nach allem, was du mir bisher vorgespielt hast. Doch wir beide sind nicht die Welt. — Noch eins, daß ich's nicht vergesse: Dein Bub wird dich bitten, heute abend zu mir kommen zu dürfen. Erlaube es ihm."

„Richard ist groß genug, um nicht mehr nach Ausgang zu fragen", erwiderte Wehrberg kalt.

„Und tut es doch. Mit seinen zweiundzwanzig Jahren noch ein Kind. Du solltest das nicht so gleichgültig hinnehmen."

„Was ist denn bei dir los?" fragte Wehrberg mißtrauisch. Einmal hatte er durch die Freundschaft seines Sohnes zu dem Kritiker einen Ärger erlitten — Richard hatte bei Hirsch den Entwurf eines Epos vorgelesen, von dem Wehrberg nichts gewußt hatte.

Was ihn daran gekränkt hatte, war nicht der Umstand, daß das Kind seine Arbeit zuerst Fremden zeigte, sondern die von ihm gefürchtete Möglichkeit, der Zuhörerkreis bei Hirsch würde daraus schließen, daß sogar der eigene Sohn den Vater in Fragen neuer Kunst nicht mehr urteilsfähig halte.

Ärger also durch Eitelkeit!

„Nichts von Bedeutung, zumindest nicht für dich!" sagte Hirsch. „Graf Ersfeld kommt, der große Jachtmatador. Und da Richard segelverrückt ist..."

„Schon gut. Ich habe nichts dagegen", erwiderte Wehrberg gleichgültig. Die Segelleidenschaft Richards berührte ihn ebensowenig wie dessen Zuneigung zu anderen Sporten. Er wußte, daß sich der Sohn mit träger Behaglichkeit durch die zähe Masse des juridischen Studiums wühlte, er wußte, daß er, wie alle jungen Leute aus gutem Hause, einige Semester verbummeln

würde, um zuletzt bei einer Bank oder in einem Amte zu landen, und zwar, durch den großen Namen des Vaters gehoben, sofort einige Sprossen höher als gewöhnliche Anfänger.

Damit schien ihm seine Vaterpflicht erfüllt.

Richard und er lebten nebeneinander hin und es gab nur eine Reibungsmöglichkeit: wenn der Bub sich an das Klavier setzte.

Der Bub — als er wirklich noch Bub war, hatte er es hie und da getan, nun reifte er, wurde klug — ließ die Hände von den Tasten.

„Ich verstehe deinen Vater wirklich", sagte Doktor Hirsch, als er gegen Abend heimkam.

Richard Wehrberg saß an seinem Flügel und spielte. Besser gesagt: er erschütterte Raum und Haus. Die Gläser auf dem Gesims klirrten, die Fensterscheiben tanzten in leisem Rhythmus mit.

Der Student wütete und wühlte in den Tasten.

Jetzt wandte er sich um. „Willst du mich auch vertreiben, Onkel? Dann muß ich in eine Klaviermietanstalt gehen, um mich auszutoben." Hirsch legte die Hausjacke an und setzte sich in einen Klubsessel. „Immer zu, Ricki, ich höre nichts, soweit Autosuggestion bei diesem Höllenlärm möglich ist."

Er nahm das Abendblatt und zündete eine der schweren, opiumhaltigen Zigaretten an, deren Duft in allen Winkeln und Ecken des vornehmen, dunkel gehaltenen Herrenzimmers zu hängen schien.

Einen Blick warf er auf die Zeitungsnotiz über den Notendiebstahl. Sie war in seinem Blatte groß und schreiend aufgemacht, nach Muster amerikanischen Satzbildes mit mehreren Überschriften, welche die kleine Nichtigkeit der Notiz selbst zu erdrücken schien.

Der Schlußredakteur des Blattes wußte, was er Herrn Doktor Hirsch, dem Vorkämpfer Wehrbergs, schuldig war.

Nun zur Konkurrenz im anderen politischen Lager!

Hirsch stieß einen Seufzer aus. Daß er für Wehrberg eintrat, war drüben Grund genug, den Tondichter abzulehnen oder totzuschweigen. Gerade dort, wo man sich dieses urdeutschen, aus Bauernerde gekommenen Meisters eigentlich annehmen sollte. Nur weil der Sohn des Pelzhändlers Sam Hirsch aus Leipzig für Wehrberg begeistert war. „Ihr macht es euch reichlich schwer, ihr Deutschen!" dachte er. „Hättet ihr das zähe Zusammenhalten unserer Rasse, dann gehörte euch die Welt. Aber so! — Natürlich — Kollega mit dem Bärenfell und Harfe von drüben hängt sogar ein Bonmot dran — das konnte er sich nicht verkneifen, weil Wehrberg seine Arbeiten himmelhoch überragt.

Und sind beide eines Volkes Kinder, das allein steht auf der Welt wie kein anderes." Er legte das Blatt zusammen. „Schluß! Richard braucht's nicht zu lesen."

Richard dachte auch gar nicht daran, die Sticheleien „Harfners", wie sich der neidische Kollege seines Vaters nannte, zu lesen.

Er hatte in einem elastischen Rhythmus, der wie Klirren und Läuten goldener Armbänder, strahlender Demantketten und funkelnder Ringe klang, geschlossen.

„Onkel, das war wieder von mir", sagte er.

Sein schmales, gesundes Jungengesicht mit dem braunen Wellengelock und der scharfen, von bestimmtem Wollen zeugenden Nase, leuchtete.

„Reichlich parfümiert!" erwiderte Hirsch. „Man hat zweifellos die Vorstellung einer Bar mit schönen, sehr geputzten und wenig angezogenen Damen."

„Daran habe ich eigentlich nicht gedacht."

„Hast auch noch Zeit dazu."

„Ich hab mir etwas Exotisches vorgestellt. Urwaldneger, die merkwürdige Lärminstrumente haben, einen unheimlich großen Mond, der durch phantastisch gezackte Blätter geht."

„Also Jazz — so oder so!"

„Ja", trumpfte der Junge auf. „Aber das Primäre des Jazz. Die fremde, seltsame Welt, in der so viel Keimzellen der Musik verborgen sind. Andere, die für Jazz komponieren, denken an Tänzer in einer Bar und an Grammophonpopularität."

„Kommt noch alles, my boy."

„Kommt nicht. Ich will bei den Quellen bleiben, zu ihnen gehen. Mit dem ersten großen Honorar, das ich verdiene, reise ich nach Afrika. Und du mußt mit."

„Danke sehr. Wenn einmal durch den Urwald ein Schlafwagenzug geht, dann meinetwegen."

Im Zimmer war es dunkel geworden.

Die schwarzbraune Täfelung, die daran gepaßten Möbel, die dicken, schweren Teppiche — all das verstärkte den Eindruck eines sehr geheimnisvollen Raumes, bei dessen Durchlichtung man Wunder verschiedener Art zu sehen erwartete.

„Weißt du, Onkel," begann Richard wieder, „daß du für mich heute noch der Begriff des Reiseonkels bist, der die große, romantische Ferne erlebt hat?"

„Nanu, ausgerechnet ich im Zivilisationsfauteuil Verfaulender!"

„Ja. Als ich ganz klein war und du Papa zur Zeit seiner ersten Symphonie besuchtest, erzähltest du mir von einer Reise nach dem Osten."

„Damals, die übliche Mittelmeerreise! O weh, erinnere mich nicht daran. Nie in meinem Leben habe ich mich so übergeben wie auf dem verfluchten Hapag-Dampfer."

„Mag sein! Aber die Vorstellung ist mir geblieben, läßt sich nicht ausrotten! Oft, wenn ich wie jetzt in deinem dunklen Zimmer sitze, bilde ich mir ein, bei Andrehen des Lichtes müßten an den Wänden Löwen- und Gazellenköpfe auftauchen, dort in der Ecke steht ein Gewehrschrank, und den Lichtschalter dreht ein Suahelineger um, den du aus dem Kenyagebiet mitgebracht hast."

„Keene Ahnung, wo det Ding liegt!"

„Ich weiß wohl, die Vorstellung ist dumm. Aber sie ist da. Und brennt die Birne, dann habe ich stets eine ganz kleine Enttäuschung, wie eine über den Rücken rieselnde Gänsehaut, daß statt Löwenköpfen nur Musikerbilder und Reste dieser Musiker hier sind."

„Reste ist gut, mehr als das — ist frech." Hirsch sprang auf und schaltete das Licht ein.

„Junge, Junge! Du willst der Sohn Othmar Wehrbergs sein?" Er nahm ihn beim Ohr wie einen Schulbuben und zog ihn so zur Rückwand des Zimmers. „Da hast du so einen — Musikerrest, wie du dich auszudrücken beliebst. Eine Partiturseite aus Pfitzners ‚Palestrina'. Da — Kompositionsskizze aus dem ‚Rosenkavalier', Lausbub, verneige dich! Da die Handschrift eines Wunderhornliedes von Mahler — da deines großen Erzeugers ‚Ständchen'. — Reste von Musikern, unerhört!"

„Alles Degeneration!" sagte der Bursch trotzig. „Musik, die den Boden verloren hat. Musik ist nur echt, solange sie primitiv ist."

„Dann spiele ‚Fuchs, du hast die Gans gestohlen' und laß mich in Ruhe. Glaubst du, ich habe den ganzen Nachmittag an einem blitzblanken Essay über die Harmonie des Tristanvorspieles verschunden, um jetzt mit dir noch einmal in sachlichen Gesprächen meinen Intellekt zu strapazieren?"

„Intellekt — das ist's! Ihr alle habt zuviel Intellekt und Kultur", sagte Richard noch. Schwieg aber dann, stippte mit den Fingern wahllos auf die Tasten. Er kannte Paul Hirsch und wußte, daß dieser später einmal bei einem Spaziergang das Thema aufgreifen und gründlich erörtern würde.

„Also Graf Ersfeld kommt heute?" fragte er nach einer Weile.

„Du erinnerst mich rechtzeitig, daß die Zeit vorrückt", fuhr Hirsch auf. Er schellte seinem Diener und gab die letzten Anweisungen.

Dann wandte er sich wieder zu Richard. „Ersfeld kommt allerdings und du kannst mit ihm über Takelung, Halsen, Klüver und wie das Zeug heißt, quasseln. Aber der Segelmann war Papa gegenüber nur ein Vorwand. Segeln scheint dem Komponisten des ‚Rübezahl' ungefährlich; aber hätte ich ihm gesagt, daß du in Gesellschaft von Hesekiel Makua-Taka sein wirst, dann hätte er getobt und dich in seinem Zimmer eingesperrt."

Richard hieb mit der flachen Hand auf die Tasten, daß der Blüthner aufschrie. „Makua-Taka kommt?"

„Ganz recht. Der Jazzkönig von United States. Ist auf Durchreise hier, inkognito ohne Konzert. Ich glaube, er will bei Gelegenheit eines Europabummels, wie ihn die Dollarleute machen, das Terrain für eine Konzertreise abklopfen. Frau Middy Stein-Wegner hat ihn natürlich kennengelernt — sie konsumiert ja Berühmtheiten wie du Sahnenbaissers. Aber die schöngeistige Dame hat Pech — große Frühlingsrenovation in ihrer Villa, und Makua-Taka kam so unerwartet, daß man sich auf den Besuch nicht einstellen konnte. Deshalb wandte sie sich in ihrer Verzweiflung an mich. Voilà tout!"

„Ich bin dir sehr dankbar."

„Hat sich was dankbar. Wenn Papa Wehrberg morgen die Sache in den Blättern liest, haut er mich klein und krumm. Und nun auf! Hilf mir die Gäste empfangen, wie es die brave Elisabeth mit Onkel Landgraf tat. Meinetwegen kannst du den dazugehörigen Eingangsmarsch als Blues spielen, das wird Makua-Taka freuen, wenngleich ich überzeugt bin, daß er den ‚Tannhäuser' nicht kennt." —

Hesekiel Makua-Taka war ein Neger, natürlich ein Neger. Und war Gentleman. Millionäre sind immer Gentlemen. Und Makua-Taka war Millionär.

Er hatte eine krumme, verschlungene Bahn durchlaufen und war alles Mögliche gewesen, bevor er Millionär wurde. Von seiner Tätigkeit als Stiefelputzer in den Straßen Neuyorks erzählte er gerne, aber gerade das war nicht wahr. Es war nur romantisch und kinosentimental. Deshalb plauderte Makua-Taka von wilden Schneesturmnächten und der bewußten Zementröhre, in welcher Schuhputzer, die später Millionäre werden, zu übernachten pflegen.

Für Makua-Taka waren jene Monate seines Lebens

entscheidend, da er in den Staaten als Bibelbilli herumzog. Dabei plärrte er Heilsarmeelieder und kam zur Erkenntnis, daß er eine hervorragend abscheuliche, krächzende, knarrende und quieckende Gesangsstimme habe. Er war klug, geschäftstüchtig und wußte, daß man mit solcher Stimme zur Führung einer Jazzband geradezu berufen sei. Gründete die Kalifornia-Band, schlecht und recht, nicht anders als tausend Bands in Amerika und Europa.

Und dann kam der große Coup: er schmiß die Band-Kollegen hinaus, fuhr nach Belgisch-Kongo und holte aus dem tiefsten, fiebrigsten Urwald einige Trommler, Pfeifer und Saitenspieler.

Natürlich hatten diese Kerle und ihre Instrumente mit den europäischen Orchesterbezeichnungen gar nichts gemein; es waren die primitiven Lärmerreger der Grashütten- und Menschenfresserleute. Ein wirkliches europäisches Jazzband verhielt sich dazu wie eine Haydnsymphonie zu einem Gassenhauer. Makua-Taka aber hatte die zweite gute Idee seines Lebens: über dem rasselnden, klirrenden, fauchenden, zischenden Tonbrei der Urwaldmenschen blies er, der zivilisierte Neger Amerikas, das Saxophon. Das entschied! Makua-Takas Jazzband war das wirklich Ursprüngliche, die blutrünstige Erotik des Vaudauxkultes, bei dem diese Instrumente sonst ertönten, wurde Tanzmusik in Hotels und Bars. Das war keine übertünchte, gezähmte Wildnis, sondern tatsächlich der Urwald mit

seinen prachtvoll grausamen Menschen, der Musik machte.

Mittler zur Kulturwelt war das darüber hinschwebende Saxophon, das den Ohren der Weißen die nun einmal von ihnen geforderte sangliche Melodie gab.

Makua-Taka hatte alles: Bankkonto, Villa, Autos, Jacht, Pferde, Flugzeug, eine dekorative weiße Frau, eine fast noch dekorativere Pariserin als Geliebte, und vor allem seine wilde, schwarze Bambuse, ohne welche er Pariserin und Gattin zu Tode geliebt hätte. Sein Ruhm war ebenso groß wie der von Henry Ford und Edgar Wallace.

Er wußte, daß er ein König war. Deshalb war er in diesem Kreise unbekannter Menschen freundlich und herablassend. Er kannte natürlich weder Paul Hirsch noch die erste Sängerin der Hofoper, die anwesend war, der Name Wehrberg sagte ihm bei der Vorstellung Richards gar nichts und als ihm Hirsch den Dichter Hugo von Reintal vorstellte, den unbestrittenen Ersten unter den Lebenden, sagte Makua-Taka mit gütigem Lächeln: „Oh, Dichter — ich haben immer großes Mitleid mit der arm poets!" Das war alles. Die Menschen des Salons, die auf der ehrwürdige alten Kultur ihrer Stadt weiterbauten, weiterarbeiteten, erhielten die kalte Dusche der Erkenntnis, daß den freien, gesunden und geldstarken Menschen der neuen Welt diese Stadt fast nichts sagte.

Einer war, der sich darüber freute: Richard Wehrberg. Er hatte stets einen heimlichen Ärger über die Einbildung seines Vaters im besonderen und seiner Landsleute im allgemeinen, sich als Musik- und Kulturzentrum zu fühlen.

Er war einmal, nach einer Maturareise durch Frankreich und Italien, mit seinem Vater in scharfen Streit geraten, da er behauptete, in Paris musiziere man ebenso schön, in Milano unter Toscanini noch schöner als hier.

Paul Hirsch hatte an dem Gast keine Freude.

Vollends still wurde er, als die Rede auf Richard Strauß kam. Diesen Namen nun kannte Makua-Taka. Fragte mit harmlosen, runden Kinderaugen: „Warum sein der german Kollege nicht hier, for to make bekannt sich?"

Hirsch, sehr kühl, ironisch: „Dürfte heute verhindert sein, sonst wäre er begeistert gerannt gekommen."

„Oh, macht nix! Kann kommen morgen in Hotel, wenn will. Sie ihm sagen, yes!"

Daraufhin schwieg der Zeitungsmann.

Frau Middy Stein-Wegner surrte in den beiden Räumen herum wie ein aufgeregtes, gackerndes Huhn. Sie erkannte einen schrecklichen Fehler in der Komposition dieses Abends. Sie hätte Makua-Taka mit Film- und Operettenleuten, nicht mit diesen schweren, von der Heiligkeit einer zeitlosen Kunst erfüllten Menschen zusammenbringen sollen.

Die Hofopernsängerin sang Lieder, den neuen Zyklus Wehrbergs, feine, filigranzart ausgeschliffene Kunstwerke.

Der Jazzkönig langweilte sich sichtlich.

Eine Verstärkung dieser öden Stimmung verhinderte Hugo v. Reintal durch Ablehnen des irrsinnigen Vorschlages der Frau Stein-Wegner, Gedichte vorzutragen. Mister Makua-Taka sei im Deutschen zu wenig daheim!

Nun saßen sie in den Stühlen herum oder lehnten am Büfett, am Flügel und machten Konversation. Es war so böse wie immer, wenn Konversation gemacht werden muß.

Daß Makua-Taka den musikalischen Schätzen an den Wänden keine Aufmerksamkeit schenkte, verstand sich von selbst. Er hatte sich der Obhut der betriebsamen Frau Middy entzogen und war nun durch den Zufall der Sprache auf Richard gestoßen.

Freute sich, mit diesem Englisch sprechen zu können und freute sich noch mehr, daß der unbekannte junge Mensch vorderhand nicht von Musik plauderte. Denn gerade das hatte den großen Jazzmeister bisher so gelangweilt: alles in dieser Stadt sprach ihm von Musik, besonders die entsetzliche, ihm von der amerikanien Gesandtschschaft aufgehalste Frau Stein-Wegner plapperte von einer Oper, die sie einmal komponiert hatte, von einem Balalaikatanz, der darin vorkam und sich prächtig für Jazzbearbeitung eignen würde. Es

war ersichtlich, daß sie diese Komposition Herrn Makua-Taka anhängen wollte; sie war sehr reich und hatte den Wunsch, nun auch sehr berühmt zu werden.

Ging's durch die Oper nicht, dann vielleicht durch Jazz. Welche Welt zwischen ihrem Konstruktionsprodukt und der rauhen Wildnismusik des California-Band lag, verstand sie nicht.

Nun sprach Makua-Taka mit Richard Wehrberg und sprach nicht über Musik, von der er nichts verstand. Vom Urwald sprachen sie. Etwas draufgängerisch und unbekümmert hatte Richard aus seinem leidenschaftlichen Fernweh heraus den großen Mann dort gepackt, wo trotz Millionen, Automobilen und Privatflugzeugen die Heimat seiner Seele war.

Um Makua-Takas Zunge lag nicht mehr die Fessel der schweren deutschen Sprache: „Meinen Trommelschläger oder wie man das nennen will, habe ich mir geradewegs von einer Kannibalenmahlzeit fortgeholt. Ich vermute wenigstens, daß die Bande der Buschleute so etwas plante, denn als wir mit der Dampfbarkasse ans Ufer stießen, wurden schleunigst zwei gebundene Menschen fortgetragen, und der komische Herr, der sich König nannte, war sehr verlegen. Er trug einen Strohhut, das heißt dessen Krempe, um die Hüfte hatte er ein altes Autopneu und in demselben, rückwärts am Popo, eine lange

Pfauenfeder stecken. Meine Dampfbarkasse hatte zwei Maschinengewehre, und die mich begleitenden Kru-Neger trugen Handgranaten. Es war für seine Majestät also ratsam, uns nett zu empfangen."

„Und die beiden Gefangenen? Haben Sie diese befreit?"

„Was gehen mich fremde Leute an! Ich wäre überhaupt nicht an Land gegangen, wenn mich nicht schon lange vor unserer Ankunft das prachtvolle Trommeln interessiert hätte. Der Mann trommelte seine Seele in den Urwald hinaus — vielmehr wahrscheinlich seinen Appetit auf den bevorstehenden Menschenbraten."

„Und da haben Sie ihn engagiert?"

Makua-Taka lachte. „Wie man im Urwald engagiert. Pistole vor die Nase — marsch aufs Schiff!"

„Die andern haben das zugelassen?"

„Die waren froh, daß wir mit dem einen abzogen. Sie dachten natürlich, wir seien Regierungsleute und würden ihr Dorf anzünden. Sie werden schon einen anderen Trommler gefunden haben."

„Und Ihr — Gefangener?"

Der Jazzmann zog ein Lichtbild aus der Tasche seines Frackes. „Die California-Band! Da sehen Sie den Mann. Einglas, Zylinder, schönes Bankkonto, natürlich mit Zutaten. Möchte nicht zurück in sein Urwaldnest. Nur ‚langes Schwein' (Ausdruck der Kongoneger für Mensch, soweit er für eine Kanni-

balenmahlzeit bestimmt ist) kann er nicht mehr essen. Macht nichts, kurzes schmeckt fast ebenso."

Richard schwieg lange. Sah von den vergeistigten, kulturdurchtränkten Menschen immer wieder zu dem schwarzen Mann, der, eine Importe zwischen den Zähnen, in den Stuhl zurückgelehnt, die Beine lang ausgestreckt, die ihn umgebende Gesellschaft betrachtete. Spöttisch überlegen, wie es schien. Makua-Taka mochte fühlen, daß man von ihm enttäuscht war. Er war nicht geistreich, nicht blendend, er saß unter diesen zierlichen Menschen wie ein erratischer Block in einem Rokokogarten.

„Wenn ich nächstes Jahr eine Europatournee veranstalten sollte," begann der Neger, „wird es mir Freude machen, Sie meinen Herren vorzustellen. Da Sie englisch können, ergibt sich daraus die Annehmnehmlichkeit eines sprachkundigen Führers durch Ihre Stadt. Nur zeigen Sie den Leuten keine Denkmäler und Museen und sprechen Sie nicht über Mister Strauß oder andere Musik. Fragen Sie Bimbi, das ist der Trommler, wie ‚langes Schwein' schmeckt oder lassen Sie sich von Hsasimai, der das Saiteninstrument spielt, erzählen, wie er Baumwollarbeiter auf Haiti war und in den Plantagen mit der Jararacca zu kämpfen hatte. Ich merke, daß Ihnen das leicht fallen wird, Sie haben Sinn für die starke, wilde Welt, aus der wir kommen. Ich glaube," fügte er lächelnd hinzu, „Sie sind erquickend unmusikalisch."

„Das glaubt mein Vater auch. Der hat mir nämlich schon mit sechs Jahren Harmonie und Kontrapunkt eingedrillt."

„Sie haben es nicht verstanden? Very well, ich kenne auch nur die Namen."

„Doch, ich habe es sogar rasch begriffen. Aber ich habe mich nie bemüht, zu komponieren, was mein Vater wollte und für gut fand." Richard fühlte, daß das Gespräch einem Punkte entgegeneilte, den er ebenso erwünscht hatte, wie er vor ihm bangte.

„Mein Vater nämlich", setzte er hastig fort, um die Entscheidung hinauszuziehen, „ist auch Musiker."

„Oh!" diese Antwort Makua-Takas war ein einziges großes Gähnen. Waren denn hier alle Leute Musikanten?

„Ja", fuhr Richard fröhlich fort, denn er freute sich auf des Negers Überraschung. „Er ist sogar berühmt, sehr berühmt. Opern, Messen, Symphonien."

„Sehr interessant!" Es gab nichts, was Makua-Taka uninteressanter gewesen wäre, als der berühmte Papa dieses Jünglings.

„Und", nun folgte der Schuß aus der Pistole, „ich bin ganz der modernen Tanzmusik verfallen. Bin entartet, der Apfel weit weg vom Baum."

Die Wirkung war anders als Richard sie erwartet hatte. Der Amerikaner erhob sich, klopfte ihm auf die Schulter. „Wird sich schon darein fügen, der Herr Papa, wenn einmal Tantiemen kommen.

Glauben Sie mir, Tanz in Europa ist ganz nahe bei Symphonie in Europa. Sehr klug, sehr nachgemacht, kein Blut. Nur roter Saft aus chemischer Destillationsfabrik drin. Good-by."

Er trat zu Paul Hirsch und ließ Richard verblüfft, enttäuscht sitzen.

Es war klar, daß Makua-Taka Wiederholung eines Vorganges gefürchtet hatte, der ihm schon unzählige Male begegnet war: der jazzbegeisterte Jüngling mit seinen neuesten Blues oder Foxtrott in der Tasche. Spekulationen, von Makua-Taka und seinem Band aufgeführt zu werden.

Ehrlich gesagt: ein wenig hatte auch Richard daran gedacht.

Und — nicht einmal Onkel Paul wußte es — in seiner Ledermappe draußen im Vorzimmer war tatsächlich eine kleine, für Makua-Taka bestimmte Bombe. Richard hatte von dem Besuch des berühmten Schwarzen nichts gewußt, aber Hirsch hatte er das Opus vorhämmern wollen. Und bei Ankündigung des Gastes hatten erweiterte Möglichkeiten gelockt.

Nun war also nichts damit. Schade, doch nicht tragisch zu nehmen! Richard erhob sich und schlenderte nun wirklich zu Graf Ersfeld, um mit ihm über die Regatten der Segelsaison zu plaudern.

Er kam an der Gruppe Hirsch—Makua-Taka vorbei.

Doktor Reintal stand auch da; er war wirklich ein

großer Dichter und bedeutender Mensch, sein Horizont zu weit ausgespannt, um über des Negers hübschen Ausspruch gekränkt zu sein.

Im Gegenteil, diese in die Zivilisation hineingeplatzte Granate fesselte ihn, nur mit der Konversation ging es schlecht.

Reintal vertrat die Ansicht, daß im modernen Tanz trotz allem Firnis raffinierter Harmonik und Instrumentation ein Stück Urmenschentum erwacht sei, das mit der exotischen Gewandung nur den Kern verhülle. Während der Neger behauptete, alles sei bewußter Schwindel und gedankliches Produkt von Amerika und Europa. Geldmacherei! Er schilderte die nüchternen Schlagerfabriken in seiner Heimat, die geschäftstüchtige Kompagniearbeit einer Anzahl von Musiker, die dort nur Beamte seien und zu produzieren hätten wie andere Beamte statistische Tabellen hervorquetschen.

„Kann nix sein!" radebrechte er. „Hören alle nix die — oh, wie soll ich sagen? — Stimme der Wildnis. Hund, der heult, hört mehr davon."

„Dann engagieren Sie ein Orchester von Hunden, die in den Schwanz gekniffen werden", giftete Hirsch. Der Abend schien ihm immer öder und zeitraubender, er verwünschte Middy Stein-Wegner und seine eigene Gefälligkeit.

„Nicht so!" besänftigte Reintal. „Es ist doch eine neue Welt, die sich auftut. Was wissen wir von ihr?

Die große, freie Wildnis! Ach, wie sind wir arm geworden!"

Hirsch zog Richard an der Schulter heran. „Mister Makua-Taka, sehen Sie, dieser Jüngling hat die Sehnsucht nach Ihrer Wildnis. In meine Musikerbude erträumt er Löwen- und Nashornköpfe und als Komponist schreibt er so schreckliches Zeug, daß sein großer Vater ihm das Klavierspielen daheim verboten hat. Wir alle sind ihm zu intellektuell und dekadent."

„Der junge Mann schon mir gesagt, er schreiben Tänze und Schlager. I kiss your hand, madam, und so Sachen, is it not?"

„Nee, is anders", sagte Hirsch. „Trommle Herrn Makua-Taka einmal dein Chaos in die Ohren, Junge."

Der große Hesekiel hatte sich schon zu sehr mit bon ton beklext, um jetzt nein sagen zu können. Er besaß eine dicke Haut und erlebte solche Dinge oft.

„Please!" sagte er, legte sich in einen Klubstuhl, zog seine Stativbeine über das halbe Zimmer hin aus und faltete ergeben die Hände über dem Bauch, eine Geste, die er aus der Zeit des Bibelbilli behalten hatte.

Nun war es doch so weit. Richard holte seine Mappe.

„Sehen Sie diese Wildnis!" scherzte Hirsch und hielt Makua-Taka die Partitur vor das Gesicht.

Dann stutzte er, sah einen Augenblick zu Richard. „Woher hast du das Notenpapier, Junge?"

„Natürlich meinem Greis geklaut. Glaubst du, ich kaufe mir welches, wenn es bei uns bergehoch herumliegt?"

„Oh, was seins das!" rief der Neger plötzlich. „Das sein's ein schrecklichen Musiken!"

„Der Meinung ist sein alter Herr auch", warf Hirsch ein.

Hesekiel studierte die Partitur. Er sah eine Fülle von Instrumenten, deren Namen er nicht kannte. Was wußte er von Celesta, Ruten, Schwammschlegeln, von Stricknadeln, mit denen die Triangel zu schlagen war! Dazu konnte er zu wenig deutsch. Er sah aus dem Wenigen, das er erkennen konnte, nur jene Art von tönenden Lianengestrüpp, das seine Welt war. Sah nicht sein geliebtes Saxophon darüber, sondern das ihm fremde Englischhorn. Er wußte nicht die eine Quint höhere Notierung, aber auch in dieser Transposition schmeckte sein Instinkt etwas aus seinem Reich.

„Ich haben gedacht, Sie schreiben moderne Tanze."

„Warum soll man darnach nicht tanzen können?" erwiderte Richard. „Natürlich nicht nach den Weisungen eines Tanzmeisters, sondern so tanzen, wie ein Amokläufer seine letzten Wahnsinnsbewegungen macht."

„No", sagte der Neger, „Amok ist häßlich. Hab ich gesehen in Batavia einmal. No, so tanzen wie wenn

man will fliegen lernen. Oder aus Leben in Tod hinübertanzen. Kann sein auch in Liebe. Sie jetzt spielen, my boy!"

„Es ist eigentlich auf dem Klavier nicht zu spielen!" setzte sich Richard an den Flügel.

„God bless you!" sagte der Neger erleichtert, als der Bursch geendet hatte. „Es ist wirklich auf Klavier nicht zu spielen. Muß Jazz spielen und wird der große Hesekiel das Saxo blasen."

„Ist ja gar nicht vorgeschrieben!"

„No matter of it! Ist Trommel von Bimbi auch nicht darin, nicht Schwirrbrett von Hsasimai. Aber ist ein Song dabei, in das —" er buchstabierte — „Englisch Horn. Macht Saxophon. Allright!"

Er faltete die Partitur zusammen und steckte sie in die Tasche. Englisch sprach er dann zu Richard. „Wir müssen uns darüber noch unterhalten. Wollen Sie mich begleiten?"

Sie gingen in eine Bar, Makua-Taka, Richard und Doktor Reintal, der den interessanten Fall „Urmensch im Frack" nicht aus den Augen lassen wollte. In der Bar trank der fromme Hesekiel zwei Flaschen Hautes-Sauternes und drei Cocktails.

Über den Song sprachen sie nicht.

Sie gingen in ein Kabarett; dort schüttete Makua-Taka eine Flasche Rheinwein und diverse Schnäpse in sich.

In einem Nachtkaffee war er bei der Hälfte einer

Flasche Royal Kebir angelangt, als ein Herr mit einer Dame eintrat und der Neger an letztere ein im Urwald selbstverständliches, hier aber wenig gebräuchliches Angebot richtete. Daraufhin wollte der Herr dem Neger eine kleben und bekam einen soliden Kinnhaken.

Mit Hilfe eines Schutzmannes wurde die Sache in Anbetracht der Weltberühmtheit des Gastes beigelegt, worauf Reintal und Richard den total betrunkenen Amerikaner ins Hotel brachten.

Von der Partitur hatten sie nicht mehr gesprochen, und am nächsten Morgen war Makua-Taka abgereist.

„Lächerlich!" tröstete sich Richard. „Er hat eben schon bei Onkel Paul einen kleinen Schwips gehabt. In meine Partitur wird er seine Stiefel einpacken."

Und er sandte einige, im Ärger rasch hingeworfene Arbeiten an einen deutschen Musikverlag.

* * *

Othmar Wehrberg war einer jener seltenen Männer, die sich älter machen als sie sind. Er zählte zweiundfünfzig Jahre und war ergraut wie viele seines Alters.

Von jenem koketten, an Rokokopuder gemahnenden Grau, das pikant, flott, ja anziehend wirkt. Wehrberg hätte seinen grauen Wuschelkopf in wirkungsvollen Gegensatz zu seinem frischen Gesicht stellen können, das die scharfen Züge des Sohnes ins Geistvolle, Kultivierte und Gepflegte trug.

Richards Kopf war herber, durch den Sport kantiger und kraftvoller. Er hatte die Ungezwungenheit und Natürlichkeit der neuen Jugend, während das feine, vornehme Gesicht des Vaters die Abstammung von einem alten Kärntner Patriziergeschlecht verriet, in dem Künste und Wissenschaft seit Jahrhunderten heimisch waren. Ein Wehrberg hatte einen berühmten Flügelaltar im Mölltal geschnitzt, ein anderer hatte die Volkslieder seiner Heimat gesammelt, ein Dritter wieder, lange vor diesen beiden, war in Paris am Bourbonenhof Arzt gewesen und hatte eine französisierte Linie Vermont begründet.

Othmar Wehrberg war eigentlich nicht so alt, aber er gab sich gern als alter Meister.

Paul Hirsch hatte einmal gesagt, daß hier die Eitelkeit des Künstlers jene des Mannes überwiege, daß Wehrberg, der nach dem Tode seiner Gattin mit dem Weibe abgeschlossen hatte, auf Erfolge, die er beim anderen Geschlecht noch leicht hätte erzielen können, verzichte, um auch in der Kunst als vollausgereift, ehrwürdig, als unveränderlich feststehender Wert zu gelten.

Und ärgerlich hatte Hirsch weiter doziert: „Eine Geste, die Richard Strauß mit seinen überschrittenen Sechzig und seiner unantastbaren Stellung in der Musikgeschichte wohl ansteht, obzwar gerade dieser Riesengeist noch ungebrochen jung ist und mit jedem neuen Werke die planlos herumirrende Jugend schlägt."

Dem hatte der hundgetreue Max Rotter widersprochen, er, der mit jeder Note und auch mit jeder Geste Wehrbergs durch dick und dünn ging: „Die persönliche Wirkung Wehrbergs als alter Meister beruhe nicht auf etwas Gewolltem, sondern sei der Ausfluß der Stellung seines Schaffens in der Musik unserer Zeit. Das Werk Wehrbergs sei heute angesichts der Atonalen, der Vierteltonakrobaten, der eisig Sachlichen schon klassisch zu nennen und dieses historisch Gewordene übertrüge sich auf das Wesen des Komponisten selbst."

Sie verstanden sich im Falle Wehrbergs nie: Max Rotter mit seiner unbedingten, oft urteilslosen Gefolgschaft, und Paul Hirsch, der liebevoll und ermunternd kritisierte, da er doch noch immer den Glauben an eine neue Entwicklungsmöglichkeit Wehrbergs hatte.

Die Kompositionsskizzen des Requiems lagen unordentlich auf dem wuchtigen, breiten Schreibtisch umher. Es war ein Werk, an dem Wehrberg nur schaffte, wenn er, wie er sich leicht ausdrückte, nichts Klügeres zu tun hatte, was Rotter ehrfurchtsvoll übersetzte: in Weihestunden allerhöchster Eingebung. Hier stimmte ihm Hirsch bei, denn auch nach seiner Empfindung wuchs mit diesem Werk Außerordentliches heran.

Gegenwärtig hatte Wehrberg über die Blätter des Requiems eine neue Skizze gebreitet: ein „Heldenlied" für die Einweihung einer pompösen Kriegserinnerungshalle irgendwo in Deutschland.

Man hatte es bei ihm bestellt, und Wehrberg setzte die Musik förmlich auf das Papier.

Er schuf so leicht und rasch, daß ihm diese Nebenarbeit keine Mühe machte. Die Musik war hohl und monströs wie es wahrscheinlich auch die Heldenhalle werden würde. Aber er war gezwungen, zu verdienen, denn die Abrechnungen der letzten Jahre waren unerfreulich genug.

Am Morgen nach der Signierung der Fünften jedoch hatte Wehrberg über den Notenblättern eine Zeitung ausgebreitet und freute sich. Zwar stand in demselben Blatte unter „Personalnachrichten" die Notiz, daß der Jazzkönig Makua-Taka gestern einer ihm zu Ehren gegebenen Gesellschaft bei Dr. Hirsch beigewohnt habe. Wehrberg schloß daraus, daß die vermaledeite Jazzbegeisterung Richards, diese schmachvolle, den Namen Wehrberg herabsetzende Entartung, zweifellos eine kräftige Nahrungszufuhr erhalten habe. Aber der flüchtige Ärger wurde durch einen langen Artikel „Die verlorene Handschrift" weggespült. Unter diesem nicht sonderlich originellen Titel stand, was Wehrberg von Hirsch vergeblich verlangt hatte, das Interview über den Begeisterungsdiebstahl in der Straßenbahn.

Mit allerliebster Schmockerei war hier ein Journalist, den Wehrberg gestern zu diesem Zweck angeläutet hatte, auf die Angelegenheit eingegangen. Er schilderte den verträumt, in schöpferische Gedanken eingesponnenen Meister — „fein gesagt!" schmunzelte Wehrberg, „daß ich mich in Wahrheit über den Schneider und den nicht gelieferten Frühlingsanzug fuchste, konnte er doch nicht schreiben."

Sehr herzig war die kleine Enthusiastin gezeichnet — Herr Lischka von den „Neuesten Blättern" hatte sich offenbar aus Entfernung in das Mädel verliebt. „Rollöckchen wie ein anmutiges Kind aus der Schubertzeit — Hannerl, Hederl, Heiderl! —"

„Oh weh! Das Dreimäderlhaus mußte er nicht unbedingt zitieren!"

Blaue, tiefe Märchenaugen — „woher hat er das? Ich weiß wahrhaftig nicht, welche Farbe die Augen hatten!" — Herz und Seelchen (tatsächlich Seelchen!) voll der Musik des Meisters. Und nun sitzt er, der Vergötterte, neben ihr, ein Mensch wie alle, der für zwanzig Pfennige Straßenbahn fährt. Die Notenmappe ihr zur Seite birgt Wehrbergsche Werke, aber in nüchternem, jedem Banausen zugänglichen Drucke — neben dieser Mappe jedoch, in genialer Lässigkeit offen daliegend, die Handschrift, die kostbare persönliche Handschrift des Meisters —

„Ich bin nicht zu sprechen!" fuhr er die alte Lois an, die einen Besuch meldete.

Er wußte ganz genau, welch grenzenlosen Kitsch Herr Lischka da zusammengefaselt hatte, aber, wenn man seine Person weihräuchernd umnebelte, roch Othmar Wehrberg selbst billigstes Parfüm gerne.

Die Lois war eines jener grimmig-gutmütigen Fak-

4*

tota, welche steinharte Junggesellen oder vereinsamt schrullige Witwer zu deren Nutz und Frommen weidlich tyrannisieren können. Frau Agnes, deren Ölbild in dunkler, schwermütiger Schönheit über Wehrbergs Schreibtisch hing, hatte sie in die Ehe mitgebracht. Heute trug Wehrberg den Titel Professor, war Ehrendoktor, aber die Lois sagte noch beharrlich „Herr Lehrer", wie dazumal zum jungen, unentdeckten Wehrberg. Er hatte für sie keine Gottähnlichkeit und keinen Meisterkranz, sondern war der unpraktische Mann, dem die liebe feine Agnes seinerzeit jeden Handgriff hatte vorbereiten müssen, soweit es sich nicht um Partituren handelte, und den Lois in all seiner Ungeschicklichkeit und „Tramhaperkeit" übernommen hatte. Die Lois ließ sich nicht aus dem Zimmer werfen, und Besucher, die ihre ehrliche, ahnungsreiche Seele als würdig erkannte, kamen zu Wehrberg, selbst wenn dieser sie abweisen wollte.

Sie tat, als hätte sie nicht gehört. „Soll ich die Fräulein da her oder ins Speiszimmer führen?"

Wehrberg wußte in diesem Augenblick schon, daß er „die Fräulein" empfangen werde.

Aber er gab sich noch nicht besiegt.

„Ich hab zu arbeiten."

„Zeitung lesen tuns! Ich führ sie also hieher!"

„Meinetwegen! Wird wieder eine junge Sängerin sein, die meine Lieder singen will, ohne dafür Tantiemen zu zahlen."

„Kann schon sein. Eine Mappe hat sie."

Lois wollte gehen.

„Sie, Lois! Schlaft der Ricki noch?"

„Natürlich! Wenn er erst um vier Uhr heimkommen es. So ein Luderleben! Wenn das die Selige wüßt!"

Sie warf einen hilfeflehenden Blick zum Bilde der Frau Agnes empor und verschwand.

Othmar Wehrberg spielte noch immer mit dem Zeitungsblatt; sowohl im Gedanken wie mit den Fingern. Er war in der letzten Zeit nicht oft interviewt worden, war wohl zu freigebig mit Auskünften über sich selbst gewesen. Als nun Lois die tote Agnes erwähnt hatte, fiel ihm sein erstes Interview ein — damals war ein Redakteur Hasenbein gekommen, war mit Kaffee und Kuchen bewirtet worden. Damals! Das hatte man sich unterdessen abgewöhnt. Es war schon lange her. Und Agnes hatte nicht einmal diesen bescheidenen Anfang erleben dürfen.

Wehrberg hörte draußen die Türe gehen. Rasch schob er die Zeitung fort, legte die Notenblätter zurecht. „Man muß das Roß bei der Arbeit sehen, um vor ihm Achtung zu haben", hatte er einmal diese Pose beim Empfang von Besuchern erklärt. Während Richard wenig respektvoll gesagt hatte „Olympier-Attitude!"

Der Gast trat ein, Wehrberg erhob sich vom Stuhl, blieb aber unaufgerichtet, in gekrümmter, über den Schreibtisch geneigter Stellung stehen.

„Das haben Sie nicht erwartet was? Guten Tag auch, Herr Wehrberg."

Nun richtete er sich vollends auf, wuchs aus dem Fragezeichen der Überraschung empor. Grüßte.

„Sie erkennen mich also?"

„Ich — weiß nicht — ganz genau."

„Doch! Rollöckchen — Schubertzeit — Märchenaugen — Herz und Seelchen! Sie haben mich wenigstens schmeichelhaft geschildert. Als Diebin verdiene ich das nicht."

„Aber Fräulein! Das ist doch kein Diebstahl."

„War's auch nicht." Sie legte die Mappe auf einen Stuhl, jene fatale, schwarze Mappe, in welcher sich angeblich die „nüchtern gedruckten Werke des Meisters" befanden.

„Ich bin's also wirklich", sagte sie. „Nur Ihre Partitur habe ich nicht. Und das taufrische Backfischlein Ihres famosen Artikels bin ich auch nicht. Das sehen Sie nun wohl."

Sie saß ihm gegenüber, die Arme auf den Stuhllehnen, ihm weit zugeneigt. „Gucken Sie mich nur genau an. Einzig die Ringellocken bleiben. Marotte von mir! Muß nicht jede partout mit einer Pferdemähne herumlaufen."

Er sah in die „verträumten Märchenaugen" — sie waren von strahlender heller Bläue, metallisch und herbe, nichts von Vergißmeinnicht oder Alpenseetiefe. Das schmale, hübsche Gesicht braun und frisch, die

bloßen Arme sehnig, die kleinen, langen Hände zu derbem Zupacken und Festhalten geformt. Keine Musikerhände, stellte er fest.

Das Mädchen hatte die Sicherheit der unbedingt Natürlichen und Gesunden.

„Sehen Sie jetzt, daß ich keine schwärmende Konservatoristin bin, die Handschriften klaut? Ich bin für solchen Unfug auch schon zu alt — sechsundzwanzig Jahre alt, wenn Sie es wissen wollen. Hildegard Amman, Turnlehrerin am Mädchengymnasium. Tut mir leid, Ihre Phantasien von der schwärmerischen Verehrerin zerstören zu müssen."

Die Meisterpracht Wehrbergs sank zusammen. Eine andere Welt war in seine stille Musikantenstube getreten, das fühlte er.

Einer jener neuen Menschen, die den Intellektuellen der großen Stadt, den Zeitungsmenschen, Theaterleuten, Notenschreibern, den Schöngeistigen, Witzigen, den überall Beschlagenen ein Greuel sind — die neue Jugend war das.

Feindselig, angriffslustig, zerstörend, was Personenkultus und Presseklatsch, Fachgelehrsamkeit und Verlegerpropaganda mühsam aufbauten.

Auf einmal blitzte es vor Wehrberg auf: der Sport! Das war sie, diese Turnlehrerin, die ohne Ehrfurcht und scheuer Andacht mit dem ganzen Ungestüm der neuen Zeit in die Meisterstube gewirbelt war.

„Sie also — waren es nicht?"

„Keine Idee! Ich schmeichle Ihnen gerne, Ihren Namen zu kennen."

Er zuckte zusammen. Die Schmeichelei war bitter.

„Nicht allein den Namen", begütigte sie. „Ich habe auch Ihre Oper ‚Die salige Frau' gehört. Sie haben die Bergwelt in der Musik geschildert wie niemand vor Ihnen."

Jetzt schnellte er auf, wollte etwas sagen. Aber sie ließ ihn mit der raschen Unbekümmertheit ihres Wesens nicht zu Worte kommen. „Mehr kenne ich nicht und ich bin auch nicht hergekommen, um Ihnen hübsche Dinge zu sagen."

„Sie haben es gerade gesagt."

„War nicht meine Absicht. Ich bin nämlich fuchsteufelswild. Auf Sie und auf Ihren Herrn Tintenkuli. Ich habe Ihre Partitur nicht und sie ist mir auch herzlich gleichgültig. Im Tram habe ich Sie erkannt und habe mich, als ich neben Ihnen saß, sogar in Gedanken mit Ihnen beschäftigt. Jedenfalls freundlicher als heute morgen, da ich den Quatsch las. Und nun werden Sie so freundlich sein, und den Artikel widerrufen, nicht wahr?" schloß sie mit hartem Lachen.

Da er nicht antwortete, griff sie nach der Mappe. „Hier bitte — die nüchtern gedruckten Werke des Meisters."

Sie zog Blätter hervor. „Entwürfe eines Segelflugzeuges, das ich mir konstruieren will. Ist mir

leid, daß Sie und Ihr Gewährsmann sich so blamiert haben. Aber widerrufen muß werden."

„Das geht nicht, Fräulein. Meine Blamage wäre dann öffentlich. Außerdem würden die ‚Neuesten Blätter' sich selbst und ihren Mitarbeiter niemals so dem Spotte der Stadt preisgeben."

„Merkwürdig, daß Künstler und Zeitungen nie zugeben wollen, wenn sie einmal einen Bock geschossen haben. Wenn mir beim Turnen eine Riesenwelle mißlingt, sage ich ‚blöd, das habe ich verpatzt' und mache es noch einmal und besser. — Gut also, dann gehe ich zu den ‚Freien Worten', die können die ‚Neuesten' ohnedies nicht riechen und fressen mir die Entgegnung aus der Hand."

Er erhob sich, schritt aufgeregt im Zimmer hin und her. „Sie wissen nicht, was Sie damit tun würden. Der Referent der ‚Freien Worte' ist mein Feind, die Sache würde mit bissigstem Witz ausgeschlachtet werden. Ich wäre lächerlich und das tötet bekanntlich. Wollen Sie zur Mörderin werden?"

„Mein Gott, dieses Pathos!" lachte sie.

Er fuhr herum, trat vor sie. „Fräulein, ich möchte Sie doch bitten, zu bedenken, mit wem Sie sprechen."

„Mit wem? Mit einem Manne, der in seinem Berufe tüchtig ist, wie ich in meinem. Ich sehe keine großen Unterschiede. Sie haben von der Natur Ihre Musik, ich meine starken Glieder und meinen Schneid erhalten. Jeder macht daraus, was er kann."

„Und der Schuster hat die Gabe, Stiefel zu machen ...“

Der Sarkasmus prallte wirkungslos ab.

„Jawohl! Das wieder können wir zwei nicht.“

„Sie haben eine sonderbare Auffassung vom Künstler.“

„Ich habe die gesunde, alte Auffassung des Künstlertums. Ich hasse die Beweihräucherung und das Gottesgnadentum, mit dem ihr euch als Menschen höherer Art geben wollt. Wissen Sie, was Albert Schweitzer von Bach sagt: er war der letzte große Künstler-Handwerker.“

„Das haben Sie gelesen?“

„Wenn Sie gestatten“, verbeugte sie sich im Stuhle.

„Meinen Respekt! Doch, um wieder zu unserer Sache zurückzukommen; beruhigen Sie sich und lassen Sie Ihre Rachegedanken. Sie persönlich sind ja nicht getroffen, kein Mensch weiß, wer die geschilderte junge Dame ist.“

„Ändert das etwas an der Tatsache, daß ich als Diebin hingestellt wurde? Nebenbei gesagt: unsere Gesangslehrerin weiß es. Als ich damals in die Schule kam, sagte ich ihr, ich sei in der Straßenbahn neben Ihnen gefahren. Worauf sie die Augen verdrehte wie'n Huhn, das den Pips hat und seufzte ‚Sie Glückliche!‘ Wenn ich heute in die Schule komme, wird sie mich totsicher bestürmen, ihr die Partitur zu zeigen und ein Blatt zu schenken.“

Er wandte sich zum Schreibtisch und holte aus einem Fach eines der Skizzenblätter, auf denen er damals die Fünfte entworfen hatte. Seine Hände zitterten stark; es war eine ganz üble Lage, in welche er da geraten war, denn ein Widerruf mußte unbedingt höllisches Gelächter seiner Gegner hervorrufen, mußte seine Einbildung, sich überall von Verehrern umgeben zu wähnen, aufdecken.

„Da,“ sagte er, während er noch unter den Blättern wühlte, „ich gebe Ihnen eine Skizze für Ihre Kollegin. Knüpfen Sie daran das Versprechen der Diskretion und alles ist gut. Ich bitte Sie recht sehr.“

Als er sich wieder zu ihr wandte, war sie aus dem Stuhl aufgestanden. „Es ist mir leid, Herr Wehrberg, daß ich Sie so aufgeregt habe“, sagte sie mit ihrer ruhigen, tiefen Stimme. „Ganz so böse war es auch nicht gemeint.“

„Sie verzichten auf den Widerruf?“

Sie lächelte, während sie das Notenblatt in die Mappe legte. „Ich habe mich wirklich geärgert. Sogar bedeutend! Und wollte meine kleine Rache haben. Aber schaden will ich Ihnen nicht. Nun, immerhin, meine Kollegin von der Stimmgabel wird vor Wonne kreischen, wenn ich ihr das gebe.“

„Ich schenke auch Ihnen gerne ein Blatt, aber ich fürchte fast —“

„Sie fürchten mit Recht. Ich mache mir nichts aus Reliquien. Ich kann nach einer Theatervorstellung

nicht am Bühnentürlein vorbeigehen, weil ich mich grün und blau über die Gänse und Gänseriche fuchse, die dort auf der Autographenpirsch stehen."

„Ins Theater gehen Sie also doch?" fragte er.

„Ich sagte Ihnen ja, daß ich Ihre Oper kenne."

„Sie haben mir", meinte er mit frohem Lächeln, „sogar etwas sehr Schönes über diese Oper gesagt. Etwas, das ich noch nie von jemand gehört habe. Und ich habe schon endgültig darauf verzichtet, es jemals zu hören? Ja, gerade Sie. Der Augenblick, da Sie mir sagten, ich hätte darin die Berge so schön gezeichnet, ist mir wertvoll gewesen, Fräulein."

„Aber das ist doch selbstverständlich, daß man vor allem die Berge, die große, unberührte Natur in dem Werke spürt. Das ist ja der Sinn der Oper, der Gegensatz zwischen dem Menschen und der Wildnis."

„Das habe ich auch sagen wollen. Aber lesen Sie die Kritiken, lesen Sie den fachlich ganz hervorragenden Führer meines guten Freundes Hirsch. Alles andere wird aus dem Werke herausgegrübelt und hineingedacht, nur das eine nicht, das mir auf der Seele brannte. Sie aber haben es herausgehört."

„Ich habe es herausgefühlt. Lachen Sie mich aus: wie das Bergmotiv des Vorspieles erklungen ist, so feierlich in den Hörnern —"

„Es sind die Tuben!"

„Das ist doch ganz wurst! Also bei dieser Stelle

— geheult habe ich. Das passiert mir wahrhaftig selten genug."

Er nahm ihre Hand und führte sie in eine Ecke des Zimmers vor ein Bild. „Hier oben ist mir die ‚Salige Frau' eingefallen — kennen Sie diese Gegend?" Sie schüttelte den Kopf. „Das ist der Gößgraben in den Hohen Tauern."

Sie studierte aufmerksam das Gemälde. „Fein!" sagte sie begeistert. „Dahin muß ich einmal. Dieser Eisberg" — sie fuhr mit dem Finger eine Kante des Gipfels entlang — „wäre herrlich über den Grat zu ersteigen. Auch die lange Rinne — aber Stufen schlagen! Ist das alles schon gemacht?"

„Das weiß ich nicht", lachte er hellauf. „Der Berg heißt Hochalmspitze, aber Bergkraxler bin ich nicht. Sie dafür wohl?"

„Ja", sagte sie tief und mit leuchtenden Augen. „Ich bin Bergsteigerin, und das ist das Schönste, was mir das Leben gegeben hat." Er führte sie wieder an den Schreibtisch zurück. „Ein klein wenig war ich es auch — einmal. Das ist schon lange her."

„Sie sind doch noch nicht so alt."

„Ach Kind, Kind!" seufzte er und fuhr mit den Händen an die Schläfe. „Einmal also, da ging ich auch in die Berge, als bescheidener Wanderer, mit meiner Frau. Damals war ich Lehrer in einem Ort am Fuße jener Berge. Und hörte die Sage von der saligen Frau, die in die Taltiefe steigt, um den armen,

im Daseinskampf verhärteten Menschen das Lied als kargen Sonnenstrahl ihres Lebens zu bringen. Daß ich daraus einmal eine Oper machen würde, daran dachte ich niemals. Aber dann wurde ich Musiker, wurde berühmt, und die Stadt hielt mich fest. Meine Frau war tot. Ich war recht allein und bin es geblieben. In der Erinnerung an unsere frohe, bescheidene Zeit im Tauerntal wuchs mir das Werk heran. War wohl ein wenig Sehnsucht darin nach der Welt, die ich verloren hatte. So entstand die Oper, wurde aufgeführt, viel besprochen und erläutert — zwanzig Jahre später kommt ein kleines, bitterböses Fräulein rachedurstig und ohne jeden Respekt und sagt mir, was allen weisen Kommentatoren bis heute entgangen, was mir aber das Wichtigste ist. Sehr seltsam ist das!"

„Ich glaube, es werden noch viele so denken wie ich. Nur sind das Stimmen, die Sie nicht zu hören bekommen. Die Jungen, die gesunder und natürlicher sind, die sich kraftvoll der entnervenden Vergeistigung der Stadt entziehen."

„Hören Sie mir mit den Jungen auf!" entgegnete er mißmutig. „Ich habe selbst ein solches Exemplar — Jazz, Foxtrott, Negerbauchverrenkung und wie das Zeug heißt."

„Für den Sohn des Schöpfers der ‚Saligen Frau' ist das traurig. Den Kerl sollte ich mal in die Hände kriegen, dem würde ich meine Meinung sagen."

„Das Vergnügen können Sie haben. Ich höre ihn eben kommen. Er hat bis jetzt geschlafen. Die Nacht durchbummelt."

„Tanzdielenjüngling — brr!"

Richard tappte ahnungslos in das Lager zweier ihn erwartender Gegner. Gebadet, rasiert, ausgeschlafen, ohne jede Spur der nächtlichen Barstreifereien. Er hatte fast nichts getrunken und eine durchwachte Nacht machte ihm nichts.

Er sah, daß der Vater Besuch hatte, und wollte an der Türe kehrtmachen. Die Gesellschaft, in welcher sein alter Herr verkehrte, sagte ihm nicht zu, nur Onkel Hirsch hatte er gern und für Ingenieur Rotter hatte er eine unbegrenzte Verehrung, weil der Mann Flugzeuge baute. Aber alles, was mit Musik, Literatur und Theater zusammenhing, war ihm zu geschraubt, zu geistreich. Er hatte seine Freunde beim akademischen Sportverein, im Alpenklub und fand, daß sich mit vielen dieser Leute ebenso klug, nur ungezwungener plaudern ließ als in den Kreisen und Zirkeln, welche ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse des Volkes Kunst und Stilrichtungen konstruierten und das allgemein gültig in die Welt posaunten.

Was zu seinem großen Vater auf Besuch kam, war von dieser Art.

„Der Tanzdielenjüngling!" sagte Wehrberg verbissen, als Richard in die Stube trat.

Und, als er umkehren wollte: „Bleib nur hier. Wir haben eben von dir gesprochen."

„Im Arbeitszimmer Othmar Wehrbergs von Richard Wehrberg zu sprechen, ist geradezu eine Blasphemie", erwiderte der Sohn.

Hildegard Amann horchte auf. Hier klang eine scharfe Gegnerschaft, die ihr bei dem gutherzigen, offenen Wesen Wehrbergs unverständlich sein mußte. Sie rief sich rasch ins Gedächtnis zurück, was sie von dem Meister wußte: er war seit langem verwitwet, hatte nur dieses Kind. Durfte man da nicht an ein besonders starkes Ineinanderleben von Vater und Sohn glauben?

Ach so, der Junge tat nicht gut. Bar, Jazz, Tanzdiele! Sie blickte zu ihm auf, sah ein sonnverbranntes, scharfes Gesicht, dunkle, mutige Augen, eine Schlägernarbe quer über die Wange.

So sah doch kein Lebejüngling aus, der die Nächte auf einem Barstuhl hockend, mit den Beinen schlenkernd, Cocktails aus dem Strohhalm saugend verbringt.

Othmar Wehrberg sagte sich, daß er einen zu raschen, ungehörigen Einblick in das kühle Verhältnis zwischen Vater und Sohn gegeben habe, und fuhr leichter, flüchtiger fort:

„Fräulein Amann ist als gefährliche Gegnerin zu mir gekommen und hat sich als verständnisvollste Freundin der ‚Saligen' entpuppt."

„Da verstehen Sie mehr als ich. Ich habe die

Oper noch nie gehört. Als sie hier aufgeführt wurde, war ich noch klein und dumm, und seither findet es unsere Oper nicht notwendig, jene Schöpfung Papas, die ihm am liebsten ist, zu bringen."

„Sie kennen die ‚Salige Frau' nicht?" fragte sie beinahe entsetzt.

„Woher denn? Das bißchen Klavierauszug ist nicht zu rechnen. Aber verzeihen Sie, woher kennen Sie das Werk? Sie müssen zur Zeit der Uraufführung doch auch noch reichlich die Volksschulbank gedrückt haben."

„Hier habe ich sie freilich nicht gehört. Aber vor drei Jahren hat man sie bei uns aufgeführt. Ich bin nämlich Schweizerin, stamme aus Bern."

„Ah, Bern!" brach Othmar Wehrberg erinnerungsfroh los. „Das war eine gute Aufführung! Prachtvolle Regie des Direktor Peppler — ist der noch dort?"

„Gestorben!"

„Schade um den Mann. Und der Dirigent — wie hieß er schnell?"

„Nef oder Hohlberg."

„Hohlberg — der war's. Famoser Kerl!"

„Also aus Bern sind Sie", sagte Richard. „Wie gerne wäre ich damals mitgefahren, aber es ging nicht. Die Schule!"

„Wer weiß überhaupt, ob du dort viel Freude gehabt hättest. Die Schweizer sind zu gesund, um eine exotische Mistpflanze wie Makua-Taka zu düngen."

„Makua-Taka?" fragte Hildegard.

„Natürlich!" raschelte Wehrberg nervös in seinen Notenblättern. „Mein Sohn hat es für gut befunden, die Nacht in Gesellschaft dieses Niggerboys durchzusumpfen."

„Chacun à son gout!" —

Hildegard Amann fühlte später selbst, daß diese Phrase kein richtiger Abgang gewesen war. Aber die Gegnerschaft zwischen Vater und Sohn war plötzlich so unverhüllt vor sie hingetreten, daß sie ein Abschiednehmen um jeden Preis erzwingen wollte.

„Niemals wieder!" dachte sie und entsann sich der letzten Worte Wehrbergs, die von baldigem Wiedersehen und Besuch zum Kaffee — Jause nannten es hier die Leute — sprachen.

„Es ist nicht gut, einem Großen in die Werkstatt zu blicken. Entweder ist er selbst ein eingebildeter, überheblicher Kerl oder allzu Menschliches drängt sich vor. Othmar Wehrberg ist ein wenig eitel wie alle Künstler, aber er ist gut und vielleicht allzu vertrauensselig. Doch zwischen ihm und seinem Sohn ..."

Sie kam nicht weiter. Ungelöstes war da.

Nur so viel war gewiß: ein nobler Lebejüngling war Richard Wehrberg nicht. Die Gegensätze mußten tiefer liegen. Jedenfalls entsprach es nicht ihrer Art, sich hier einzudrängen. —

Ganz kurz nur, schon wieder seiner Arbeit zugewandt, hatte Wehrberg dem Sohn eine Erklärung

gegeben. „Eine, die meine ‚Salige' versteht, tief aus sich heraus und aus der Liebe zur Natur, die mir diese Musik geschenkt hat. Davon weißt du natürlich nichts."

Richard klemmte die Zähne in die Unterlippe und schwieg. So war das immer: sie schwiegen aneinander vorbei. Nicht einmal zu einer Entladung kam es!

Der Junge dachte an die Oper, die des Vaters Schmerzenskind war. Er gestand sich, daß er wirklich nichts, fast nichts davon kannte.

Wie auch? Seinen Schrank schloß Wehrberg stets ängstlich zu, denn in dem Chaos von Notenblättern darin gab es manchen Entwurf, der ihm einer späteren Verwendung wert schien.

Mit Bitterkeit entsann sich Richard eines Besuches bei Reintal, der drei Kinder und für jedes von ihnen je eine Sammlung aller seiner Bücher hatte, sogar für das Jüngste, das noch in die Volksschule ging. Othmar Wehrberg verschenkte seine Klavierauszüge an alle möglichen Leute, aber Richard besaß davon kein Exemplar.

Wieder einmal bei Onkel Hirsch!

„Du! Pump mir den Auszug der ‚Saligen Frau'."

Der Schriftsteller lag auf dem Diwan, hatte die Fensterläden geschlossen und das Licht angezündet. Draußen loderte der Frühling, und den vertrug Hirsch nicht. „Kitsch", sagte er. Jetzt richtete er sich auf und blinzelte Richard verschlafen an.

„Die ‚Salige Frau‘? Zu mir kommst du sie pumpen! Heitere Angelegenheit!“

„Papa sperrt seinen Schrank stets ab.“

„Na gut, nimm's — dort im Regal, der dritte Band links.“ Er sank wieder zurück. „Schönes Werk, aber unheimlich.“

„Wieso?“

„Damals bei der Uraufführung — wir von der Zunft hatten alle Angst. Ein Riese war da plötzlich zwischen uns aufgewachsen. Aus einer groben, harten, unmanierlichen Welt. Zum Glück fanden sich einige unrichtige Baßfortschreitungen und Querstände, mit deren Hilfe es gelang, den Kerl zu bändigen.“

Er grinste sein diabolisches Lächeln, wackelte mit der Zigarette im Mundwinkel und verzog die Augenbraue.

Richard ärgerte sich, daß irgendeine exaltierte Gans von dem Werke mehr wußte als er. Manchmal hatte er ein Drängen und Suchen nach dem Vater.

Manchmal — wenn er ihn zusammenknicken sah unter einer Ablehnung oder einer trüben Botschaft des Verlages. Dann war Othmar Wehrberg für sein Kind wirklich der alte Mann, der alte Meister, an dem vorbei die Jugend zu neuen, noch unbegreiflichen Zielen stürmt.

Richard suchte seinen Vater — diesmal in den Klängen des Werkes, daß dieser technisch längst überwunden hatte.

Er freute sich, allein zu sein. Nur die Lois hantierte draußen in der Küche.

Die Lois kam ihm in den Sinn — die war auch aus der Gegend, in welcher das Werk geboren worden war.

Aus Onkel Pauls Kommentar wußte Richard, daß in der ‚Saligen‘ ein Stück Tauernwelt verwurzelt war. Er ließ die Hände wieder von den Tasten sinken, träumte dem unsagbar hoheitsvollen und reinen Motiv nach, daß er eben gespielt hatte. Ganz fernes, märchenhaft zartes Erinnern wuchs ihm auf: das Schulhaus im Maltatal, der Obstgarten, deutlich sah er über dem Wipfel des alten Birnbaumes einen Eisgrat, von dem der Höhensturm Schneefahnen aufjagte.

Fünf Jahre war Richard alt gewesen, als der Vater nach Frau Agnes Tod mit einem Schlage berühmt wurde und die Professur an der Musikschule der Millionenstadt erhielt. Seither hatte er das Schulhaus und den Garten nicht mehr gesehen. Im Sommer ging man an den Wörthersee, nach Ischl, Gastein — überall dorthin, wo sich, in Lederhose und gestreiftem Bauernjanker verkleidet, das Großstadtleben fortsetzte.

Wieder spielte er das Thema, jene Melodie, welche dem Bergkind aus dem Schweizerland Tränen des Heimwehs entlockt hatte — wieder sah er das Bild des Eisberges, der seinem Erinnern längst entschwunden war.

Verstand irgendein anderer, was in Othmar Wehr-

bergs Seele abschiednehmend noch einmal erglüht war, als er diese Musik schrieb? Richard glaubte es zu wissen; die Sehnsucht nach dem stillen Land seiner Jugend, nach der so kurzen Eheseligkeit im Schulhause. Freilich, das stand nicht in Onkel Pauls Führer.

Wahllos blätterte er in dem Buch, schlug da und dort eine Notenfolge an. Dann plötzlich: tiefe, schaurige Wetternacht in wühlenden Bässen, angstvolles Aufschreien der Holzbläser wie der Ruf fliehender Tiere, die Gefahr wittern. Eine Stube, die geweihte Kerze brennt, draußen erzittert die Erde unter dem Sturm der Lawine.

Mit heißer Stirn und flammenden Augen hatte Richard diese Szene gespielt — nun saß er schweratmend da, noch betäubt von der Wucht eines ungeheuren Geschehens.

Das freilich, das! Was hatte Paul Hirsch gesagt: „Unheimlich — eine Riese, grob, unmanierlich!" — Richard lief in sein Zimmer, holte aus seinem Bücherschrank den Führer. Onkel Hirsch war anders als Papa — jedes seiner Bücher schenkte er bei Erscheinen dem Adoptivneffen.

Der Bursch schlug die Erläuterung der Gewitternacht auf. „Eine Szene von atemberaubender Dramatik, vielleicht das Stärkste, was das Theater unserer Zeit zu geben hatte."

Das Buch flog in eine Ecke. „Theater, freilich Theater!" lachte Richard. „Anders können sie einer

solchen Erscheinung nicht beikommen. Oh, ihr armen Teufel!"

Da kam ihm wieder die Lois in den Sinn. Die war aus der harten Erde, welcher diese Musik entsprossen war, die verstand nichts von Regel und Form, die alte Lois, des Bergführers Rangentiner Tochter. Was mochte sie zu dem Stück Heimatwelt sagen, das der Lehrer von Maltein da aufgebaut hatte?

„Lois!" rief er. „Komm doch herein."

Die Alte erschien, in der Küchenschürze, mit großen, schlürfenden Filzpantoffeln.

„Lois! Hast du einmal eine Lawinennacht mitgemacht?"

„Die Lahn meist, wenn die Lahn kommt! Oh du mein! Wie ich vierzehn Jahre alt war . . ."

„Laß sein, Lois, erzähl mir das später — jetzt erzähl ich dir's. Da steht's, in dem Buch."

Es war schon Dämmerung. Richard zündete eine der Klavierkerzen an. Durch die halbgeöffnete Türe wehte ein Luftzug, und das spärliche Licht flackerte hin und her.

„Wirst dir die Augen verderben, Ricki!" sagte die Alte noch. Aber der Bursch begann schon zu spielen, sang dazu mit seiner ungeübten, leidenschaftlich miterlebenden Stimme.

Da war wieder die Bauernhütte in der Göß, überragt von wilden Wänden, umtost vom Föhnwind, der in den Höhen den Schnee löste.

Da stand der Ahn am Fenster, sah in die Wildnis hinaus: „Ich glaube, sie kommt — heut nacht kommt sie gewiß, so wie sie kommen ist, vor fünfzig Jahren. Der Nachbars Greuter Haus genommen hat, den Stall, drei Menschen und das ganze Vieh.

Die Malta ist zum See geworden und, wie der 'brochen ist, hat wildes Wasser fortgerissen, was die Lahn verschont."

Opernsprache war das nicht, Musik war das nicht, am Schreibtisch ersonnen. Einer hatte es erlebt, hatte es schreiben müssen, weil es nichts Gewaltigeres gegeben hatte in seinem Leben.

Ein Aufschrei jetzt: „Die Kerzen zündets an, das heilige Licht." Durch den dunklen Raum aus Zirbenholz flackerte das mühsame, geweiht Lichtlein.

Da begann es: schrilles Pfeifen und Sausen von der Höhe her, die Erde bebte, Bäume schrien auf, Felsen dröhnten.

Die Lahn kommt!

Mit einem grellen Aufschrei schwieg das Orchester. Nur die Menschenstimmen sprachen, murmelten eine dumpfe, düstere Litanei: „Herr, sei uns gnädig in der Wetternacht, Herr, halt deine Hand auf, daß die Lahn zerschellt an ihr, Herr, wenn einer von uns absterben muß, so führ ihn hinüber in dein ewiges Reich."

Was war das? War hier Wirklichkeit geworden, was auf gedruckten Blättern stand?

Die Stimme klang fort, das eintönige und gerade deshalb so verzweifelt flehende Beten.

Die alte Lois war neben dem Flügel in die Knie gesunken und, aus Urtiefen der längst vergangenen Jugend hervor, drängt sich ihr der Gewittersegen über die zitternden Lippen.

Grelles Licht flammte auf — in der Türe stand Othmar Wehrberg, hatte die elektrische Birne angedreht. Noch mit Hut und Stock stand er da, sah erstaunt auf die seltsame Gruppe am Klavier.

Richard erhob sich. Unsicher fast, mit ausgestreckten Händen ging er auf Wehrberg zu. „Vater!"

Der Meister warf Hut und Stock auf den Diwan. „Ein Unfug ist das!" brach er los. „Eine Frechheit! Wie bist du zu meinen Noten gekommen?"

„Sind ja nicht deine. Onkel Paul hat's mir geliehen."

„Der alte Esel könnte auch was klügeres tun! Wenn einer nichts versteht, soll er die Hände davon lassen."

Ein Tor schloß sich wieder, eine aufstrahlend offene Knabenseele zog sich scheu in innersten Schlupfwinkel zurück. Richards ausgestreckte Hände sanken nieder.

„Ist es ein Unrecht, wenn ich deine Musik spiele?" Scheu schlich die Magd aus der Stube, gewitterscheu!

Wehrberg lachte auf. „Spielen nennst du das? Ein wüstes Dreingehaue ist's. Und zu der Komödie

brauchst du die Lois? Mir scheint fast, du hast dich über mich lustig machen wollen."

Um Richards Mund kerbten böse, trotzige Falten. Er klappte das Notenbuch zu und nahm es unter den Arm.

„Schuster, bleib bei deinem Leisten", sagte Wehrberg. „Spiel du deinen Jazzdreck und laß meine Werke in Ruh."

Richard wollte gehen, in eine dumpfe, öde Wirklichkeit zurück.

Jetzt, nach dieser Musik, wußte er, daß er in ihr hingetrottet war seit der Stunde, da er zum letztenmal den Birnbaum und den Eisberg darüber gesehen hatte.

An der Türe wandte er sich noch einmal um. „Ich mag's nicht ganz richtig gespielt haben, Vater. Aber sag, warum spielst du mir nie deine Werke vor?"

Wehrberg hatte eben seine Heldenpartitur aus dem Schreibtisch gezogen. Wenn er in den Bannkreis seines Schaffens trat, genügte oft eine Sekunde dieser Erwartung, um ihn umzustimmen, gegen alle Härten und Widerstände, die sich ihm entgegenstemmten, versöhnlich zu machen. Auch darin war er vielleicht einer der letzten Großen, machtvoller Schlußpfeiler einer jahrhundertealten Musikepoche: das Schaffen war ihm nicht Geschäft und Spekulation, sondern Sonnenaufgang seines eigentlichen Tages.

Er war, wenn er sich an den Flügel oder Schreibtisch setzte, frohgelaunt wie ein Mensch, der

an einem Schönwettermorgen im taunassen Grase herumpatscht.

Und mit dem Künstler erwachte stets der gütige, große Mensch, dem noch keine tückischste Gegnerschaft den Haß gelehrt hatte.

Jetzt fühlte er, daß er dem Kinde weh getan haben mochte, eine Ahnung kam ihm, daß Richard nicht einfach Klavier geklimpert, sondern etwas gesucht hatte. „Sieh, Ricki, das geht doch nicht. Wo soll ich die Zeit hernehmen? Und dann noch eins — über die ‚Salige' bin ich schon so hinaus, daß ich sie kaum mehr vertragen kann. Auch Strauß kann recht böse werden, wenn ihm Schmeichler den ‚Guntram' loben."

„Das verstehe ich nicht. Wie kann man sich von einem Werke, daß so groß erlebt worden ist, losreißen?"

Wehrberg saß im Lehnstuhl und hielt die Hand über die Augen. „Wenn man ein Kind recht lieb hat und gerade an ihm Leid, Enttäuschung und Bitternis erlebt..." sagte er dumpf.

„Der Vergleich ist unrichtig", erwiderte Richard lebhaft. „Dein Werk ist kein mißratenes Kind."

„Du weißt nicht, was in mir aufsteigt, wenn ich nur einen Ton davon denke. Keine Note, an der nicht ein giftiger Pfeilhaken sitzt. Die Erinnerungen daran haben mich die Partitur hassen gelehrt. Und auch du wirst sie nicht anders verstehen — du bist doch so weit von all dem entfernt. Gerade du!"

„Weil ich hie und da modern komponiere?"

„Eben darum. Wer diese exotischen Sinnlosigkeiten Musik nennt, der versteht mein Schaffen nicht."

„Mir ist fast, als wären beide nicht so weit auseinander. — Bitte, fahre nicht auf. Ich meine es ernst. Du schöpfst aus der Natur, und die Bewegung, die man Jazz nennt, ist auch eine Welle starker, unverbildeter Ursprünglichkeit. Europa und Nordamerika saugen sie auf wie eine Pflanze neue Erde genießt."

„Wenn du Bars und Tanzdielen neue Erde nennst!"

„Wo es gespielt wird, für den Gebrauch zurechtgebogen, das ist doch gleichgültig. Aber die Grundelemente meine ich, vor allem den Rhythmus."

„Immer kommt ihr mit dem Rhythmus! Beethoven hat auch gewußt, was das ist und hat auch Synkopen geschrieben."

„Beethoven ist eine andere Zeit. Damals hatte die Kulturwelt noch Blut in den Adern."

„Und heute soll dieses Blut von Makua-Taka und Kompagnie bezogen werden. Danke für die Quelle! Das gibt nicht den besonderen Saft Goethes, sondern Blutwürste."

„Glaubst du wirklich, Vater, daß unsere Kultur so überhebend auf die Naturkraft der Primitiven herabsehen darf?"

„Mich wirst du damit jedenfalls nicht überzeugen", entgegnete er kurz und wandte sich seiner Arbeit zu. „S' ist gut, Ricki. Wir kommen nie zu einem Ziel.

Müssen uns eben so lieb haben, als Vater und Sohn. Übrigens — die Fünfte ist jetzt endgültig angenommen. Knappertsbusch — München. Proben beginnen schon die nächste Woche. Kannst mitfahren, wenn dir dein intensives Jusstudium Zeit läßt."

„Gerne, Vater, aber da hätte ich einen Vorschlag: wenn wir schon so nahe sind — wollen wir nicht gemeinsam in die Berge gehen?"

„Wart ein Augenblick." Er summte etwas vor sich hin, trat zum Klavier, schlug einige Akkorde an. „Sitzt schon? — Was hast du gesagt, Ricki?"

„In die Berge möchte ich mit dir, von München aus."

„Wir fahren zuerst von dort nach Stuttgart. Eine Aufführung des ‚Rübezahl', wobei Rehkemper den alten Gemüsefanatiker singt. Und Rotter will mich bei der Gelegenheit in seinem Betrieb herumführen. Aber dann, meinetwegen, gehen wir auf ein paar Tage nach Gastein."

„Nicht Gastein, Vater. Ich möchte ins Maltatal."

„Hast du schrullige Gedanken!"

„Ins Maltatal." Er trat nahe zu Wehrberg heran, legte seine Hand auf dessen Arm. „Einen Garten möcht ich sehen, einen alten Birnbaum darin und darüber einen Eisberg. Und dann, Vater — ein Grab ist auch dort."

Der Alte blieb still. Sein Kopf sank auf die Brust nieder, die Feder entglitt der Hand und zog eine

kleine Klecksstraße über das Notenpapier. Endlich stand er auf und holte aus dem Schrank ein Notenheft.

„Warum ich nie zum Grab der Mutter fahre, Ricki — da hast du die Antwort. Hier ist sie mir lebendig geblieben, in der symphonischen Dichtung. So groß war ihre Liebe, daß sie mir durch ihren Tod den Weg zur Höhe gebahnt hat. Ohne diesen tiefsten Schmerz hätte ich nie das Werk geschaffen, das mich bekanntgemacht hat. Sonst säße ich wahrscheinlich heute noch als Lehrer im Maltatal." Über Richards Züge ging ein Zucken. „Nein, Bub, sag nicht, daß das besser wäre. Alles geht den Weg, den es muß. Bruckner durfte nicht Organist in St. Florian bleiben und ich mußte das Maltatal verlassen. — Aber die Mutter hab ich mitgenommen in diesem Werk. Was in Maltein ist, das ist für mich tot und grauenhaft. Unser stilles Glück dort lebte durch sie und —" er trat plötzlich zum Flügel, traumhaft fast fielen seine Hände auf die Tasten. Wie eine Totenglocke wölbten sich dunkle, schwere Klänge auf, überzittert von einer wehmutsvollen Melodie, die unirdisch, eine Botschaft aus dem Jenseits, zu kommen schien. Richard war leise auf das Ruhebett gesunken — so stark und zwingend hatte er noch nie des Vaters Schaffen erlebt.

Er war ein helles, starkes Kind seiner Zeit, weit entfernt von den wirren Phantasien des Okkultismus. Aber jetzt war in ihm unbeirrbar und durch keinen

Zweifel getrübt die Vorstellung, daß noch ein Drittes im Raume sei.

Er wußte bestimmt, daß es die Mutter war. So war sie um Othmar Wehrberg gewesen, als er damals seine symphonische Dichtung geschrieben hatte, so war ihre linde, weiche Hand unsichtbar auf dem Haupt des Meisters gelegen, als er von den Bergen der Heimat gesungen hatte.

Und jetzt wieder war die tote Frau da.

Richard wußte nicht, wie lange er in diesem Strömen, Beten und Erinnern der nie sterbenden Liebe des einsamen Mannes geweilt hatte.

Plötzlich erhob sich Wehrberg.

„Ja, mein Junge, nun werde ich wohl Requiem und Parademarsch eine Weile liegen lassen und an dem da schreiben."

„Du hast dazu auch Worte vor dich hingesummt. Was war das?"

„Das Lied vom leeren Haus — aus dem wird mir jetzt eine Trauermusik mit Chor. Der Schweizer Maler Welti hat's zu einem wundervollen Gemälde gedichtet:

Mit dem Toten zogen Geister aus,
Die im Leben ihm den Becher reichten,
Still und leer ist nun das Haus,
Ohne Sang und ohne Leuchten."

Wieder begannen die Finger um das Thema zu gleiten und zu ranken.

„Jetzt läßt du mich wohl allein, Ricki? — Und

was ich sagen wollte: wir gehen dann in die Tauern. Nun brauche ich die Leere und Hoffnungslosigkeit von Maltein und muß das stille Grab auf dem Dorffriedhof sehen."

* * *

Die Straße hinauf — ein langweilig seine Stiefelspitzen beklotzender Schutzmann, ein Arbeiter mit einer Schaufel! — die Straße hinab — Pärchen, Bierfuhrmann, Briefträger! Nichts, was nach Musik und großer Welt aussah.

Meister Wehrberg schlüpfte durch die Drehtüre ins Caféhaus. „Was sie nur gegen den Weidl haben!" sinnierte er vor sich hin. „Sogar eine Drehtüre ist da und ein Ventilator pfeift."

Er blieb einen Augenblick stehen, teils noch von der Sonnengrelle der Straße hilflos im düsteren Raum, teils vom Summen des Luftrades gefesselt. „Wenn Ricki das hört, verwendet er es als Orchesterinstrument. Pfui Teufel!"

Das letzte Wort sprach er laut aus.

„Warum pfuiteufelst du, Meister?" fragte Rotter.

„Ah, da bist du. Ich habe dich in dem Dämmerlicht gar nicht erkannt. Gute Reise gehabt?"

Diese gewohnheitsmäßige Frage verlor ihre Kälte, wurde überströmt von der Herzlichkeit einer Umarmung und eines Kusses. Einige Ladenschwengel, die Billard spielten, grinsten, stießen sich an und dachten trübe

Dinge. Der kleine, zarte Herr mit dem grauen Lockenhaar küßte den großen, braungebrannten Menschen im Sportkleid.

Rotter zog etwas verlegen einen Stuhl für Wehrberg heran. Nicht etwa, daß er sich dieser aufwallenden Freundesumarmung geschämt hatte. Aber für ihn war die tiefe Kluft noch nicht überwunden, ihm war es noch immer bang und demütig, wenn er vor Wehrberg stand, dem er nun du und Othmar sagen durfte.

Er rettete sich in eine hastig übersprudelnde Schilderung seines Fluges. Ganz neue Maschine seiner Fabrik, Vierzigpferder, das Flugzeug des kleinen Mannes. „Und bescheiden! Bei Passau mußte ich eine Notlandung machen. Kleinigkeit im Vergaser! Ging auf eine schmale Wiese nieder und konnte glatt wieder starten. Nur sechzig Meter Anlauf —"

„Davon verstehe ich nichts, lieber Kerl! Aber daß du eigens zum Konzert herübergeflogen bist, das vergeß ich dir nicht."

„Meister, da hab ja nur ich den Vorteil. Weil ich Ihr — dein Quartett höre. Dieser traumhaft schöne zweite Satz."

„Seit der Signierung der Fünften warst du nicht mehr hier. Jetzt kannst du sie bald in München hören — falls du zur Uraufführung kommen willst."

„Aber!" entrüstete sich der andere.

Der Kellner wedelte heran. „Tasse braun, wie

immer? Da, bitte, Kärntner Blätter. Hab sie ja gleich mitgebracht."

„Ich bin dir dankbar, daß du mich hierher bestellt hast", sagte Rotter und blickte sich in dem kleinen, behaglichen Caféhaus um.

Es war ersichtlich, daß er alles bewunderte, was mit Wehrberg zusammenhing.

„Findest du mich auch deklassiert, wenn ich hier meine Zeitungen lese?"

„Unsinn! Ich sage ja, ich bin dir dankbar. Es ist ein Stück eigene Welt, nichts Offizielles. Ich finde es hier sehr nett. — Nun sag aber, wie hat sich die Sache mit der gestohlenen Partitur aufgeklärt?"

Wehrberg zuckte die Achseln. „Ungelöst! Da müßte ein Sherlock Holmes her. War übrigens sogar bei mir, denk dir nur. Ein Amateurdetektiv, zum Heulen fidel! Ganz nach berühmten Mustern: Reisemütze, Shagpfeife, sehr überspannt. Wollte den ‚Fall' gratis übernehmen, offenbar um bekannt zu werden. „Na, ich hab ihn rausgelehnt."

„Es wäre auch schwer gewesen, daß bewußte kleine Fräulein unter der Weiblichkeit einer Millionenstadt herauszuangeln."

„O nein, das wäre nicht schwer gewesen. Denn Sie war bei mir, hat mir eine Moralpauke gehalten und mir gesagt, ich sei ein Handwerker."

„Unverschämte Pute!"

„Nicht ganz! Ein Handwerker wie — Bach, meinte

sie. Nebenei entpuppte sie sich nicht als musikbeflissene Enthusiastin, sondern als Sportgirl aus der Schweiz, und ihre Mappe barg keine Noten, sondern — das wird dich interessieren! — Zeichnungen eines selbst konstruierten Segelflugzeuges. Jedenfalls hat sie die Partitur nicht gestohlen. Die Sache ist auch dadurch schon erledigt, daß ich die paar Seiten neu geschrieben habe."

Er sprach rasch, sich überstürzend, blickte dabei immer wieder in die neben ihm liegenden Zeitungen.

Rotter bemerkte das. „Du möchtest gerne lesen, was daheim los ist?"

„Offengestanden: ja. Sei nicht böse."

Sie lasen nun beide; eine Weile hörte man nichts als das Rascheln umgeschlagener Blätter, Klirren der Gläser vom Büffet, Klappern der Kugeln. Hie und da gingen oder kamen Gäste — leise und unauffällig nach dem ungeschriebenen Gesetz, das in diesen langsam aussterbenden kleinen Kaffeehäusern Rücksichtnahme auf die Ruhe und Versenkung in die Zeitungen verlangt.

„Wie lieb das ist!" lehnte sich Wehrberg endlich behaglich zurück. „Ein Stück alte Zeit ist noch hier. Kein Lärm, keine Musik. Lauter kleine Wichtigkeiten des Alltags: dort die eifrigen Billardjünglinge, in der Ecke das Rendezvouspärchen, drüben die Studenten. Blutjunge Kerle, aber mit tragischen Männerernst im Antlitz. Ich glaube, sie machen eben die Schlußmensuren

des Semesters aus — und das ist für sie ebenso wichtig wie für mich die Fünfte."

„Die Kleine am Fensterplatz", setzte Rotter die Beobachtungen fort, „scheint weniger Glück zu haben als das Eckenpärchen. Wartet scheinbar vergebens — jetzt sucht sie in ihrer Erbitterung ein neues Objekt und kokettiert mit dir!"

„Mit mir? Na, höre, das ist wohl vorbei", lachte Wehrberg.

„Ganz und gar nicht. Wenn ich Mädel wäre —"

„He, was ist das?" Wehrberg hatte die Brille, die er beim Lesen abgenommen hatte, wieder aufgesetzt. „Das ist ja — warte einen Augenblick."

Auf halbem Wege kam sie ihm entgegen.

„Ich bin es schon, Herr Wehrberg. Sind Sie mir böse, daß ich Sie in Ihren Tuskulum aufgesucht habe? Ich wollte Ihnen nur Glück für heute abend wünschen."

„So was tut man doch nicht", wehrte er mit lustigem Entsetzen ab. „Man sagt Hals- und Beinbruch."

„Das weiß ich nicht. Aber wenn ehrliche Wünsche Kraft haben, werden Sie wohl stärker sein als dummer Theateraberglaube."

„Wie sind Sie denn auf mein Refugium Weidl gekommen?"

„Wieder die ominöse Musiktante unserer Schule! Die weiß genau, wie Sie sich räuspern und spucken und verriet mir, daß Othmar Wehrberg hier täglich

seinen Nachmittagskaffee trinkt. Und da bin ich hergekommen, weil — nun —" setzte sie frisch fort — „ich wollte Sie eben wieder mal sehen. Das Konzert heute abend ist dafür doch ein prächtiger Vorwand, was?"

„Es ist sehr lieb von Ihnen", sagte er dankbar und nahm nun ihre Hand. „Doch jetzt kommen Sie an unseren Tisch. Mein Freund wird sich interessieren, Sie kennenzulernen. Eben vor zehn Minuten hat er Sie eine unverschämte Pute genannt."

Er hatte die letzten Worte schon vor Rotter gesprochen und lachte nun herzlich und laut über dessen Verlegenheit.

Rotter stammelte etwas, bis Wehrberg die nötige Aufklärung gab. Aber nun war es Hildegard Amann, der es scheinbar Spaß machte, bei dem Thema vom Handwerkermusikanten zu bleiben. In ihre Ausführungen mischte sich eine Schärfe, sogar Angriffslust, die Rotter insgeheim für sich als altjüngferlich bezeichnete.

Auch mißfiel ihm die Sicherheit und Ungezwungenheit, mit welcher die Schweizerin Wehrberg begegnete. Es war, als ob es für sie keine Schranke und keinen Abstand gäbe, als ob sie im Nu überwunden hätte, was die tiefe, reine Verehrung Rotters für den Musiker Wehrberg noch immer vom Menschen Wehrberg trennte.

Was der Jazzjüngling treibe, fragte die Turnlehrerin.

Wehrberg strahlte auf. Das Suchen Richards nach

seinem Vater und dessen Werken — es war ja eigentlich durch Hildegard Amann gekommen. Er erzählte die Szene mit der alten Lois, in seiner lebendigen, packend zeichnenden Darstellung.

„Also vom Jazz abgekommen durch die ‚Salige Frau‘?“

„Nein, nicht doch! Er behauptet, das seien Dinge aus der gleichen Quelle. Natur, Erde, versteht ihr?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf, Rotter flammte wieder einmal entrüstet auf.

„Das soll Richard büßen! Ich wollte ihn mit meinem Vierzigpferder mitnehmen —“

„Das wirst du dennoch tun. Der Bub freut sich schon so sehr aufs Fliegen. — Herr Rotter ist nämlich Aeroplankonstrukteur und eben auf seiner eigenen Maschine gelandet.“

„So“, sagte Hildegard kühl.

Wieder verstand Wehrberg das Kind eines anderen Volkes nicht. Warum brach die junge Schweizerin nun nicht mit dem Inhalt ihrer vermeintlichen Musikmappe los? Hier, einem Fachmann gegenüber!

Aber das Mädchen sprach nichts vom Fliegen und Flugzeugen. Sie wandte sich plötzlich lebhaft an Wehrberg.

„Da kommt mir eben in den Sinn: haben Sie jemals schon Kompositionen Ihres Sohnes gehört?“

„Komische Frage! Natürlich! Deshalb habe ich ihm ja meinen Flügel verboten.“

„Nun, vielleicht haben Sie es nicht richtig gehört?“

„Bezweifeln Sie das Gehör von Othmar Wehrberg?“ fragte Rotter giftig.

„Ganz gewiß! Soweit es sich nicht um seine Werke oder wenigstens solche seiner Richtung handelt. Ich würde auch das Gehör Wagners bezweifeln, wenn er noch die ‚Salome‘ erlebt hätte, und ich bezweifle das Gehör von Richard Strauß, wenn er Hindemith hört.“

„Sie geben sich wirklich Mühe, originell zu sein, Fräulein.“

Hildegard streifte Rotter mit einem kurzen, spöttischen Blick und fuhr zu Wehrberg fort.

„Diese Ausschließlichkeit des Musikempfindens und dieses egozentrische Gefühl muß jeder wahrhaft aus sich Schaffende haben. Sonst könnte er nicht er selbst bleiben.“

„Da hat sie recht. Hat wieder recht“, begütigte Wehrberg. „Aber schön ist es nicht, wenn sich zwei werte Anhänger meiner Kunst streiten. Ihr solltet friedlich miteinander sein, Kinder!“ meinte er jovial.

„Mir scheint es sehr zweifelhaft,“ sagte Rotter bissig, „ob das Fräulein überhaupt eine Anhängerin deiner Kunst ist.“

„Soweit ich Werke von Herrn Wehrberg kenne, ja. Zwischen solidem Verstehen und bedingungslosem Schwärmen ist eben ein Unterschied.“

„Solid — bei euch Schweizern ist alles solid!“

„Gott sei Dank!“ lachte sie und tippte auf eine ausgefranste Stelle des Tischtuches vor Rotters Platz.

„Wenn ein Othmar Wehrberg an einem etwas zerrissenen Tischtuch seine Fünfte ersinnt, ist das für die Kultur wertvoller, als wenn man an einem tadellosen Damasttuch Abschlüsse über Käse tätigt."

„Nun werden Sie grob, geschätzter Herr", blitzte sie ihn an.

„Nicht doch!" hob Wehrberg verzweifelt die Hände. „Laßt die Musik, redet von euren Flugzeugen. Das Fräulein hat sich nämlich selbst eine Maschine konstruiert."

„So!" rächte sich Rotter nun für den früheren gleichen Ausspruch, nur sagte er es völlig im Gefrierton.

„Einen von euch beiden muß ich mitnehmen," erhob sich Wehrberg, „denn ich muß in den Konzertsaal, letzte Probe! Wenn ich euch allein lasse, geratet ihr euch in die Haare."

„Ich habe noch eine geschäftliche Sitzung", erklärte Rotter.

„Also bin ich das Opfer", sagte Hildegard.

„Wirklich Opfer?" fragte Wehrberg, als sie im Taxi saßen. Er glaubte, die Schweizerin zu verstehen und nahm ihr nichts übel.

„Ja, Opfer ist es, diesen Herrn ungeschoren ziehen lassen zu müssen, der einesteils Flieger, also unbedingter Tatenmensch ist, anderseits — nun, Sie wissen, ich kann das Bühnentürl nicht leiden."

„Sie dürfen Bühnentürl nicht mit Treue verwechseln. Max Rotter ist mir treu und — Treue wird

sehr oft zu bedingungsloser, ja urteilsloser Liebe. Gerade das sollten Sie als Schweizerin verstehen. Denn diese Liebe aus Treue hat Ihr Volk groß gemacht. Das Bühnentürl jedoch", nahm er ihren Ausdruck auf, „ist verliebt. Es gibt nichts Treuloseres als Verliebtheit. Und hier sind die Leute zumeist nur verliebt. Waren es auch einmal in mich — das ist vorbei."

„Dann verstehe ich, daß Sie sich an diesen Herrn Rotter halten. Nun werde auch ich netter gegen ihn sein — falls ich ihm noch einmal begegne."

„Das wird heute abend sein. Sie bleiben jetzt bei mir — als Maskottchen, wenn Sie wollen. Oder haben Sie noch beruflich zu tun?"

Das war nicht der Fall. Hildegard Amann war frei und konnte wirklich mit Othmar Wehrberg in den Philharmonischen Saal gehen. In einem Korridor stand sie, nun doch etwas hilflos und verlegen, weil um sie eine ganz neue fremde Welt war. Die Herrlichkeit der Kritik, blasierte Kleinmeistermienen der Instrumentalisten, sorgsam vorausrechnende Verlegerhöflichkeit.

Und da — ein ganz anderer — der Tanzdielenjüngling, wie sie ihn genannt hatte. Er stand bei Paul Hirsch, dessen fahlgelbes Gesicht von Großstadt und Zivilisation zerfressen war wie ein Schiffsrumpf von Seedatteln.

Richard Wehrberg — des großen Vaters fremdartiger Sohn.

Hatte sogar die Hände in den Hosentaschen trotz dem „so etwas tut man nicht".

Auch der Scheitel war nicht gerade.

„Trotz Jazz und Saxophon?" begrüßte sie ihn verlegen, nur um etwas zu sagen.

„Vielleicht gerade deshalb!" orakelte er. „Ich bin froh, daß Sie hier sind. Einem gewissen Groll gegen Sie habe ich die endliche Bekanntschaft mit Papas ‚Saliger' zu danken."

„Ich glaube fast, heute grollt mir alles, was um Othmar Wehrberg lebt", seufzte sie.

Sie erzählte ihm ihren Zusammenstoß mit dem Ingenieur.

„Rotter ist mir sympathisch," erklärte Richard, „wenn er Flugzeuge konstruiert. Wütend werde ich, wenn er vor Vater demütig zusammensinkt. Ein Aeroplan ist für die Menschheit wichtiger als eine Symphonie."

„Das glaube ich auch."

„Sagen Sie's dem intellektuellen Oberbonzen da — — dann fliegen wir beide raus."

Nun lachten sie. Paul Hirsch winkelte die Augenbraue auf und pendelte heran.

„Onkel," rief ihm Richard übermütig entgegen, „ein Flugzeug ist wichtiger als jede Symphonie. Hörst du?!"

Aber schon war Hirsch durch einen Kollegen abgeriegelt — „'s ist besser so!" sagte Richard. „Ich

muß Ihnen wirklich noch danken, daß Sie mich eigentlich auf die ‚Salige' brachten."

„Und ich muß Ihnen den Verdacht abbitten, ein Tanzdielenjüngling zu sein."

„Wie kamen Sie auf diese Bieridee?"

„Nun Jazz — Blues — Erotik — Bar — das liegt doch alles in einer Linie."

„Sie sollten Makua-Taka hören."

„Den berühmten Neger mit dem schiefsitzenden roten Zylinder?"

„Nein, den Makua-Taka, der mit vorgehaltener Pistole einen Kannibalen zum Jazzschlagwerk jagt, der aus dem Menschenfresserland Musik holt, den Gott Rhythmus zu neuen Diensten an der weißen Menschheit zwingt."

„Gott Rhythmus — so hoch schätzen Sie ihn?"

„Wissen Sie, wie ich ihn mir vorstelle? Wie eines der siamesischen Götzenbilder, mit Dutzenden wirbelnder Arme und Beine, mit Elmsfeuerzungen auf dem Kopf und mit der grausamen Schönheit des Urwaldes in den Augen."

„Aus diesem Bilde sollte man Musik machen können."

„Hab ich schon gemacht. Eine wilde, purpurnächtige Musik — heißt ‚Das Weinen des Urwalds'. Wenn eines seiner Geschöpfe von Menschenhand stirbt, wenn die Wildnis aufheult. Mister Makua-Taka hat die Partitur in besoffenem Zustand zu sich gesteckt und

wird sie längst verloren haben. Ich besitze nur die Klavierskizze, die wollte ich heute und hier in einem Probenzimmer Onkel Hirsch versetzen. Aber er ist scheinbar unabkömmlich."

„Ich verstehe so wenig von Musik, daß Sie es mir zeigen dürfen."

Er zog ein verknittertes Notenblatt heraus. „Davon werden Sie nicht klug. Wenn Sie wollen — drücken wir uns. Dort am Ende des Korridors ist ein Probezimmer. Ich kenne mich in dieser Bude gut aus."

„Aber das Quartett?"

„Ich warne Sie davor. Papa ist furchtbar genau. Er wird nach jedem zehnten Takt stoppen lassen, wiederholen, Einzelstimmen probieren, herumnörgeln. Sie werden das schöne Werk so hören, wie Sie ein Gemälde ‚genießen' würden, das in hundert Fetzen zerrissen ist. Abends erklingt es aus einem Guß — da haben Sie etwas davon."

Sie verkrümelten sich wie Kinder, die sich einer unwillkommenen Arbeit entziehen wollen. Sie waren beide jung und es machte ihnen Spaß. Scheinbar betrachteten sie Bilder, die im Korridor aufgehängt waren. Ein stiftbegabter Musiker hatte das Orchester, die Dirigenten und einige Tondichter karikiert und die fröhlichen Bilder der Philharmonie geschenkt. Nun reihten sie sich die Wand hin, den Korridor entlang.

Richard und Hildegard betrachteten eines nach dem

andern, entfernten sich dabei immer weiter von der Menschengruppe, in die jetzt außerdem eine Bewegung kam, da die Probe begann.

Schließlich huschten sie durch eine kleine Tapetentüre in einen kahlen, weißgetünchten Raum, in dem nur Bänke und ein Flügel standen.

„Da wären wir", lachten sie sich an.

Während er den Flügel aufschlug. „Es ist rührend von Ihnen, daß Sie dem großen Othmar Wehrberg untreu werden, um den kleinen, armen Richard zu hören."

Sie musterte seine sportgestählte Riesengestalt, Erbteil der großen, stolzen Mutter. „Gar so klein und verkümmert sehen Sie nicht aus. Ich habe Ihnen auch das Unrecht abzubitten, Sie Tanzdielenjüngling genannt zu haben."

„Das war kein Unrecht, sondern nur eine Dummheit."

„Sie sehen erquickend ungeistig, sogar unmusikalisch aus."

„Ich glaube, ich bin's auch. Jedenfalls fühle ich mich auf den Skiern oder in den Bergen wohler als im Konzertsaal. In der Beziehung könnten wir einmal Duett spielen, was meinen Sie?"

Sie merkte eine herzhafte, wie eine frische Brise aufspringenden Verliebtheit in seinen dunklen Augen und hatte ihren Spaß daran. „Werden sehen! Und jetzt legen Sie los."

Er strich das Notenblatt zurecht und wollte ihr einiges erklären.

„Weinen des Urwaldes! In das heilige Schweigen der Wildnis ist ein Schuß gefallen und hat ein Geschöpf getötet. Nun —"

„Lassen Sie. Ich weiß den Titel, der genügt mir."

Er wirbelte los, schrie dazwischen Worte vom unvollkommenen Klavier, vom Fehlen des Schlagwerkes — und was für eines Schlagwerkes! Dann spannen sich, leiser werdend, glitzernde Fäden aus, schillernde, beutegierige Netze, Hitze schwang über pflanzenüberwuchertem Sumpf, Hitze stieg empor, glühte als Fieber wahnwitzig aufpeitschenden Begehrens und raschen Todes in den Adern der Menschen, welche in dem Dom der Wildnis vordrangen.

Jazz war es, gewiß — in der Exotik der Tonführung, im bizarren Rhythmus, in der abnormen Harmonik und in der Form, die immer wieder, irgendwie, an den Tanz erinnerte. Jazz mußte es vollends werden, wenn es von den vorgeschriebenen Instrumenten erklang. Und dennoch war es neu, war trotz aller Fremdheit etwas ganz ungezwungen Natürliches.

Eine neue Quelle, die da aufgeschlossen wurde!

Der Urwald weinte — die Kreatur klagte, weil es ihr Los war seit Urzeiten, durch den Menschen zu leiden, am Menschen zu sterben.

„Das wäre das übliche Saxophon", rief Richard herüber.

Aber es war nicht üblich, nicht herkömmlich. Es war ein Gesang, den Richard ursprünglich in das Englisch Horn gelegt hatte, eine Klage, ein Lied, wie es das alte Europa durch seine größten Meister nicht ersinnen konnte. Die Trauer der mißhandelten Natur und ihrer Geschöpfe, nicht heute, nicht hier oder dort erfunden, sondern seit jenem Tag gesungen, da das erste Steinbeil krachend die Hirnschale eines Opfertieres entzwei hieb.

Und der Mensch, der das getan hatte, der hatte gewiß auch dazu getanzt — mit feierlichen, langsam schwingenden Bewegungen, seiner blutdürstigen Gottheit zu Ehren, die letzten Endes doch nur sein unersättlicher Bauch war.

Man würde auch später nach dieser Melodie tanzen müssen, sei es nun im Buschlager der Polynesier oder in den Bars der großen Städte.

Der das geschrieben hatte, war ebensowenig Künstler wie der Urwaldmensch, der die Klage über die entgötterte Natur auf seiner Rohrflöte pfiff. Er war nur Geschöpf der Freiheit und Weite, hatte sich aus dem Steinkerker der Stadt in das ewige Leid der Schöpfung hinübergeträumt. —

Ein Windzug ließ das Notenblatt aufflattern, eine Türe knarrte, Schritte tappten.

Othmar Wehrberg stand im Zimmer, hinter ihm drängten sich sensationslüstern und neugierig Menschen.

Des Meisters Gesicht war rot, sein Atem keuchte

laut, das Haar stand in wirren Büscheln durcheinander.

„Da also, da — und du!"

Er zitterte fiebrig, die Arme hingen mit geballten Fäusten schlaff nieder.

„Verzeih, Papa, aber die Probe —"

„— ist zu langweilig, was? Meine Musik, ich selbst bin zu langweilig. Man drückt sich, man wütet auf dem Klavier, daß es bis in den Konzertsaal dringt. Sich alles erstaunt fragt:

Wer spielt hier Jazzdreck, während wir Quartett proben? Und dann mein Sohn, mein eigener, wohlgeratener Sohn."

Er trat einige Schritte vor und schwankte dabei so stark, daß Rotter ihn halten zu müssen glaubte.

Hirsch drängte sich vor. „Reg dich nicht so auf. Ist nicht der Mühe wert. Eine Probe ist doch wirklich nichts Unterhaltendes."

Wehrberg schnellte zum Flügel. „Die Sudelei da, immer wieder das gleiche!" Er packte das Notenblatt. Die Zugluft durch die geöffnete Türe ließ das Papier aufflattern, so daß seine Rückseite kurz sichtbar wurde.

Wehrberg wandte es um — in seinen ohnedies zornentstellten Zügen ging eine neue, noch schreckhaftere Veränderung vor: die Augen schienen aus den Höhlen zu treten, die Schläfenadern spannten sich so stark, daß man fürchten mußte, sie würden die Haut durchreißen.

„Das da — was ist das?"

Plötzlich wurde seine Stimme unnatürlich ruhig. Er wandte sich zu seinen Begleitern. „Meine Herren! Der sensationelle Kriminalfall ist aufgeklärt. Die verschwundenen Blätter der Fünften —"

Paul Hirsch unterbrach ihn, rasch, geistesgegenwärtig, um eine letzte Katastrophe zu verhindern. „Ricki, du Esel! Kannst du kein anderes Notenpapier nehmen als deines Vaters Partituren?"

Aber Richard war durch die Maßlosigkeit Wehrbergs schon verhärtet und im Trotz eingefroren. Die Augen zu Boden gesenkt, sagte er nur halblaut: „Wenn überall Notenblätter herumliegen, sieht man nicht so genau, was darauf geschmiert ist."

„Geschmiert — geschmiert! Hört doch, Wehrbergs Sohn nennt die Fünfte eine Schmiererei —"

„Aber nein, nicht so, Vater!"

„Eine Schmiererei!" brüllte der Musiker jetzt. Alles, was alt und müde war, hatte die Erregung abgetan. Er war ein Mann in der heißen, wildesten Kraft des Zornes.

Ein anderer — niemand kannte ihn so.

Er ballte das Notenblatt zusammen.

„Bestiehlt den Vater, begeifert sein Werk. Lausbube! Diebskerl!"

Der Papierballen flog Richard ins Gesicht, über die weitgeöffneten Augen auf die Stirne, in der kein Blut zu sein schien.

So stand er noch, als Rotter, Hirsch und die anderen Othmar Wehrberg aus der Stube gezerrt hatten. Endlich streckte er langsam die Hand aus, nach einer, die hier stehen mußte, ihn nicht verlassen haben konnte.

Aber auch sie war nicht mehr da.

° °
°

„Weg damit! Schluß mit der Druckerschwärze!" Max Rotter fegte mit weiter Handbewegung einen Stapel Zeitungen auf den Boden.

„Diese schnöde Behandlung haben sie nicht verdient", schmunzelte Othmar Wehrberg. „Haben sich alle anständig benommen. Hochanständig!"

„Erlaube! Nach diesem Werk! Da war nur ein Urteil möglich. Jeder Zweifel wäre Grund zu einer Pistolenforderung gewesen."

„Na, na!" wehrte der Meister ab. Aber er freute sich, immer hörte er so etwas gerne. „Und Sie, Hilde, so still?"

„So ergriffen!" setzte Rotter hinzu.

„Ja, so ergriffen!" sie wandte ihre starken, klaren Augen fest auf Wehrberg, als wollte sie ihm ihren Gedanken aufzwingen. Aber seltsam, daran, gerade daran dachte er nicht.

Vergnügt plauderte er: „Die Ecksätze — Herrgott, war das eine Pracht. Wie Felsquadern, wie antike

Säulen. So schön hab ich's ja gar nicht komponiert. Und dann die Hörner im Adagio. Gesungen, Kinder, gesungen, nicht geblasen! Wißt ihr, was das Horn hier in München ist? Der musikalische genius loci! Unsichtbar sitzt noch der alte Strauß da und bläst mit. So vollkommen war das Horn von jeher an der Isar, daß sogar der große Wagner Angst hatte und vorher die Hornstimmen des ‚Tristan' durch Richter ausprobieren ließ, damit sie vor dieser höchsten Autorität bestehen könnten."

Er schellte dem Kellner. „Kinder, wißt ihr was, diesen Erfolg begießen wir mit Champagner."

„Jetzt noch?"

Es war zwei Uhr nach Mitternacht, sie hatten nach dem Konzert die Morgenblätter erwartet. Saßen in einer Nische der Hotelbar, und ringsum wirbelte die Tollheit einer ausgelassenen Samstagnacht. Musik natürlich — man hörte nicht darauf. Hatte vor einigen Stunden die Fünfte gehört. Das war so groß und gegenwartsfern gewesen, daß der Jazz nicht einmal störte.

Bis Mitternacht waren sie mit Dirigent und Orchestermitgliedern in einem Restaurant gesessen, waren dann angeblich ins Hotel zur Ruhe gegangen. Die Leute mußten ja nicht wissen, daß Wehrberg noch auf die Blätter lauerte wie ein Gymnasiallehrer, der seinen ersten öffentlichen Vortrag gehalten hatte.

Champagner! „Aber die Hilde muß ein fröhliches

Gesicht machen. Was ihr Schweizer doch schwerfällig seid!"

Rotter erhob den Rest seines Weines gegen sie.

„Bevor der Ganymed mit dem Schampus kommt — meinen speziellen Schluck, Fräulein Amann! Ihre Ergriffenheit ist ebenso schön wie meine laute Begeisterung. Begraben wir das Kriegsbeil!"

„Ich hab's nie ausgegraben. Ich mag nur alles Überschwängliche nicht. Sie sind für mein Empfinden zu wenig sachlich."

„Es gibt Dinge, bei denen man einfach nicht sachlich bleiben darf."

„Daß ihr beide euch immer streitet! Und dabei wart ihr so lieb zu mir, eigens die weite Reise gemacht, Max im Flugzeug, Hilde im Nachtschnellzug dritter Klasse — brr!"

„Wenn's auf die zweite nicht langt."

„Zurück wird Schlafwagen gefahren, Hildchen. Auf meine Kosten. Sie können nicht die Nacht auf harten Bänken verbringen und am Morgen Ihren Schülerinnen Bauchwelle und Reckturnen vormachen. Keine Widerrede! Das kann ich mir jetzt leisten. Der Erfolg reißt durch, paßt auf. Ab Herbst steht die Symphonie in allen Programmen, dann zieht's die Opern mit. Wetten, daß München nächstes Jahr die ‚Salige Frau' bringt? Daraufhin stoßen wir an und ihr beide versöhnt euch endgültig."

Er winkte dem Kellner, sich zu beeilen. Der Mann

schenkte den Schaumwein mit einer für Wehrbergs hochgespanntes Stimmungstempo unerträglichen Langsamkeit ein.

Rotter benützte die Pause. „Es ist eine feierliche Stunde, Fräulein Amann. Ich möchte wirklich endgültigen Friedensschluß vorschlagen."

„Sie reizen mich durch Ihr ewiges In-den-Wolken-schweben."

„Vielleicht kann ich gerade durch ein In-den-Wolken-schweben den Ausgleich herbeiführen. Ich habe Zeit und meine eigene Maschine hier. Wollen Sie, dann fliege ich Sie morgen heim."

„Das ist wohl etwas viel verlangt."

„Sie verlangen es ja nicht — ich tue es von mir aus."

„Hildchen, sagen Sie ja", drängte Wehrberg.

„Gerne. Es ist lieb von Ihnen. So komme ich doch mal zum Fliegen. Als Passagier — ich habe einmal davon geträumt, Pilotin zu werden."

„Das sieht Ihnen ähnlich. Warum wurden Sie es nicht?"

„Woher soll ich die Kosten der Ausbildung nehmen?"

„Ach so!" Rotter nahm nun das Stengelglas, räusperte sich, blickte nach dem Vorhang der Nische, ob wohl niemand zugucke —

„Bitte keine Rede!" rief Wehrberg. „Kurz und gut — Prost! Ihr sollt leben!"

„Du sollst leben!“ widersprach Rotter.

„Wer soll nun leben?“ fragte der Meister zu Hildegard.

„Einer!“ sagte sie und nippte am Glas.

„Delphisches Mädchen!“

Sie schob den Stuhl mit einem Ruck zurück, als sei ihr der Entschluß ausgereift, nun zu sprechen. „Einer, den ich meine! Der arme Bub!“

Das fiel wie ein Stein in helles Wasser.

Daran hatte Hildegard Amann gedacht: an Richard!

„Wenn's ihn nicht von selbst hieher getrieben hat, soll er bleiben, wo er ist“, grollte Wehrberg.

„Wissen Sie überhaupt, wo er ist, Meister?“ fragte sie.

„Einmal da, einmal dort. Seine erste Karte war impertinent genug: damit ich nicht als romantisch verschollener Sohn gelte — ich bin in Salzburg. Dann wieder eine Karte — nur der Ort darauf und der Name, sonst nichts. Auch jetzt wird er irgendwo in den Bergen sein.“

„Und wenn er in München wäre?“

Wehrberg fuhr auf — eine ganz andere Freude als über den Erfolg seiner Symphonie stand jetzt in dem Gesicht, ein Glücksschein, der von innen heraus kam, zäh gehüteten Trotz durchbrach. „Haben Sie ihn gesehen?“

„Nein. Aber ich glaube Richard von einer ganz kurzen Stunde her zu kennen. Der Bursch, der moderne

Tänze komponiert, in Zorn und Wut davonrennt, ist im Grunde weich und eigentlich altmodisch. Hängt an seinem Vater als Menschen und Künstler —“

„Davon wollen wir schweigen“, brach Wehrberg rauh ab. Das hatte er noch nicht überwunden: Jazztrommlerei während der Quartettprobe. „Lassen Sie sein, Hilde, er muß zu mir kommen, um Verzeihung bitten.“

Sie wollte in ihrer unerbittlichen wahren Art vom Gegenteil sprechen — da teilte sich der Nischenvorhang, und der fliegende Holländer trat ein.

Düster und gespenstisch das fahle Gesicht in der gedämpften Beleuchtung, in schwarzem Radmantel, den weichkrempigen Hut noch auf dem Kopf.

„Paul! Endlich! Wo hast du dich herumgedrückt?“

Hirsch legte Hut und Mantel ab. „Verspätet! Kann nichts dafür!“ Sein Blick fiel auf die Zeitungsblätter am Fußboden. „Aha, auf die Presse gewartet. Ihr schimpft auf die Beckmesserei und könnt doch kaum erwarten, euch die Finger mit Druckerschwärze zu beklecksen.“

„Die Presse ist brav, hervoragend.“ Wehrberg streckte die Arme über den Papierhügel, als wollte er ihn beschützen.

„Natürlich! Einen Wehrberg verreißt man nicht. Immer Respekt! So wie ein Vorzugsschüler stets die besten Noten kriegt, während der Lausbub auf der letzten Bank das Wettrennen mit dem Leben gewinnt.“

Rotter war primitiv genug, den Geist, der stets verneint, zu zitieren.

Hirsch wandte ihm seine in tiefen Höhlen liegenden, hoffnungslos dunklen Augen zu.

„Wenn Sie schon mit Gewalt originell sein wollen, Herr Ingenieur: ich verneine nichts. Ich beuge mich wieder einmal vor unserem Othmar. Mehr als das: ich bitte ihm ab, Stellen des Werkes schwächer gefunden zu haben. Die Aufführung hat mir vieles erschlossen, vor allem: ich habe die tiefen Probleme erkannt, die das Werk stellt und teilweise auch löst. Es sind Keime der Zukunft darin. Aber" — seine eintönige Stimme hob sich zu ungewöhnlicher Lebhaftigkeit — „steht in einem dieser Blätter" — er stieß mit der Spitze seines Lackschuhes gegen den Zeitungswall — „etwas von diesen Problemen? Werden sie enthüllt, meinetwegen sogar angegriffen? Keine Spur! Gelobt wird. Hochanständiges Werk, reife Meisterschaft, außerordentlicher Könner — und so weiter, und so weiter. Wo ist der Hinweis auf das Neue, das darin ist?"

„Hauptsache, daß es gefallen hat!" hüpfte Wehrberg über die Klagen des Freundes hinweg.

„Bei Bruckner war's auch so — erst dreißig Jahre nach seinem Tode hat man entdeckt, wo die Probleme seiner Symphonik liegen und wie sie gelöst wurden."

„Deshalb hat sich Bruckner auch bis zu seinem

Tode vor Metzger- und Gemüserechnungen fürchten müssen."

„Freilich, wenn du ein Werk nach dem Kassenbestand am Ultimo bewertest! dann hat der Notenschreiber dieses Foxtrott oder Shimmy oder wie der Schmarren heißt, Größeres geschaffen. Das Zeug wurde jetzt schon dreimal da capo verlangt."

„So goldig ist's nun nicht", erwiderte Hirsch und leerte sein Glas. „Für dieses Musikstück hat der Autor ein für allemal zweihundert Mark gekriegt, während der Verleger ein Geschäft macht. Das nächste Mal wird er klüger sein, der Komponist nämlich. Dafür wird schon der alte Onkel Hirsch sorgen."

„Wieso? Kennst du ihn?"

Paul Hirsch zuckte zusammen. Ein kleiner Frauenfuß hatte ihn plötzlich gegen das Schienbein gestoßen — Hildegard hatte verstanden. Alles in ihr schrie: um Himmelswillen, nicht jetzt diesen dummen Effekt!

„Bekanntschaft aus meiner Berliner Zeit!" sagte der Schriftsteller ruhig und beantragte Schluß der Sitzung. —

Wehrberg war ein Frühaufsteher. Das hatte die Stadt in ihm nicht ausmerzen können, dieses selbst im Schlafe starke Lichtempfinden des Naturverwachsenen. War der Tag zu voller Kraft erglüht, dann erwachte er, auch wenn er nur einige wenige Stunden geschlafen hatte. Sah aus Hotelfenster oder Stadt-

wohnung in trübe, graue Gassen und fragte sich, warum er nun eigentlich so früh erwacht sei.

Einmal, im Maltatal, war es anders gewesen. Da hatte er die Hühner gefüttert, das Gemüse begossen, war wohl auch eine Stunde mit der Büchse in den Wald gegangen, so lange, bis Frau Agnes zum Frühstück gerufen hatte, der kleine Richard im Kinderstühlchen schon den Löffel schwang und „Hamm — Hamm?" krähte. Hie und da, bevor die Magd die mächtige Sterzschüssel auf den Tisch stellte, hatte Othmar noch rasch die Agnes beiseite gezogen, ihr sein Skizzenbuch gezeigt: „Sieh, ich wollte den Kreuzbock am Waldeck vors Rohr kriegen, er ist nicht gekommen — aber das da ist gekommen." Eine Liedskizze, ein kleiner Chor.

Und sie hatte gelacht, sich gefreut. Andere Männer saßen im Wirtshaus oder Verein, der junge Lehrer bei Bach, Beethoven und eigenen Versuchen. So hatte Frau Agnes seine Kunst gewertet. — Heute war jede Note, die er schrieb, ein Wert, heute war er der große Wehrberg, aber — die Morgenstunden hatten ihren Sinn verloren. Er hätte ebenso gut bis Mittag schlafen können wie Paul Hirsch, für den das Dasein erst begann, wenn die Bogenlampen der Boulevards aufflammten.

Er sah in einen Hotelgarten hinab, der widerlich sauber geschnirkelt und bekiest war.

Er wollte dennoch im Grünen gehen — niemals

kam er sich innerlich so leer vor, wie auf seinen Konzertreisen in den großen Hotels.

Jetzt schritt er in einer herben Morgenbrise, die eine halbe Stunde vorher noch über die Gipfel des Totenkirchl und der Ellmauerhalt geblasen haben mochte, im Garten auf und nieder. Ein Hoteldiener, der Papierschnitzel und Zeitungsblätter zusammenlas, guckte den frühen Gast verwundert an — das Hotel war nämlich so vornehm, daß Erscheinen zur goldenen Morgenstund geradezu unfair war.

Ein Fenster klirrte oben, blondes Haar wehte, ein brauner Arm winkte. „Meister! Ich komme hinab."

Und dann war sie da, selbst taufrischer, lachender Morgen. „Ich bin so froh, Sie allein zu treffen, daß ich den Mut zu einer Bitte habe."

Er schob seinen Arm in den ihren. „Los, Hildchen, was ist's?"

Der Gartendiener guckte ihnen schlau nach und glaubte nun zu wissen, warum der Herr so früh aufgestanden war.

„Sie reisen morgen nach Stuttgart, Meister, zum ‚Rübezahl'. Was? Und dann in Ihre alte Heimat — endlich wieder einmal."

„Ja, Kindchen! Die Trauerode fertig komponieren. Ich brauche dazu Maltein, die Berge, das alte Schulhaus und das einsame Grab."

„In acht Tagen beginnen meine Ferien", sagte sie zögernd. „Da möchte ich — darf ich —"

„Freilich dürfen Sie! Kommen Sie in die Tauern. Wenn Ihnen die Gesellschaft eines alten Mannes nicht zu langweilig ist."

„Sie sind nicht alt. Sie bilden sich das ein. Nein!" blieb sie stehen. „Sie wollen sich's einbilden. Sie spielen gerne den alten Meister, den großen, über der Jugend stehenden."

„Hu!" lachte er. „Jetzt kommt wieder die grade Schweizerin."

„Ja, vielleicht ist es gut, daß Ihnen ein Schweizermeitli, das nicht schmeicheln und schmachten kann, die Wahrheit sagt. Was an Ihnen ist alt? Die grauen Haare! die machen's nicht aus. Die haben noch Kraft für zehn Junge — das hab ich gestern bei der Symphonie gemerkt. Warum vergrübeln Sie sich in eine Einsamkeit und eine scheinbare Abgeklärtheit, in der Ihnen selbst nicht wohl ist? Es ist fast, als gefielen Sie sich darin."

„Hilde!" sagte er traurig. „Halten Sie mich für so unwahr und komödiantenhaft?"

Nun tat er ihr leid. „Nein, gewiß nicht. Das geschieht unbewußt — weil Sie in einer müden, matten Welt leben und deren Einflüssen zugänglich sind. Ich bin nur eine winzige Null gegen den großen Othmar Wehrberg, aber ich möchte eine bescheidene Mission haben: reißen Sie sich los, kommen Sie — ich weiß nicht wohin, aber gewiß dorthin, wo die Luft herber und stärker ist, wo Sie wiederfinden, was Sie einst waren."

„Wie stellen Sie sich diese Kur vor? Soll ich Holzhacken? Oder wieder ABC unterrichten?"

„Ich meine es ernsthaft. Erde sollen Sie wieder spüren, festen Boden unter die Füße kriegen. Nicht den Winter in der Stadt sein und den Sommer in Orten verbringen, wohin die Stadt nur zeitweilig übersiedelt ist."

„Also Maltatal?"

„Als Allgemeinbegriff genommen, ja — wieder Bauernland spüren, mit einem Dorfjäger auf die Pirsch gehen, abends mit Lehrer und Pfarrer einen Skat klopfen, mit Holzknechten, Wurzelgrabern, Bergführern, Köhlern plaudern, vor Ihrem Häuschen ein Maschinengewehr und ein Schild ‚Intellektuellen Eintritt verboten'."

„Sie wären radikal genug, das zu tun."

„Ganz gewiß. Wenn ich mit Ihnen nach Maltein darf, tue ich's. Und ich weiß: Eine würde sich darüber freuen —"

„Eine!" wiederholte er leise. „Sehen Sie, Hilde, da liegt's. Die Eine! die fehlt, die kommt nie wieder. Darum bin ich älter als andere Männer meiner Jahre."

„Ich möchte sie so gerne kennenlernen", bat sie innig. „Alle Ihre Werke sind mir unwichtig vor dieser toten Frau, die so stark war, aus dem Landschullehrer den großen Meister zu machen. Wollen Sie mir viel, viel von ihr erzählen?"

Er preßte ihre Hände zwischen seine. „Wie tief Sie schauen, Mädel! So viel Menschen wollen von mir allerlei wissen — wie ich mir die Entwicklung der Musik vorstelle, wie ich dieses oder jenes meiner Werke gedeutet haben will — weiß der Kuckuck, wohin überall Neugierde greift. Sie wollen — nun gut, ich werde Ihnen erzählen. Im Maltatal!"

„Vielleicht hört noch jemand zu, Meister! Einer, der auch Sehnsucht nach dieser Welt hat —"

„Ich weiß ja nicht einmal, wo er ist. Er läßt mich allein —"

„Er hat Ihren Starrkopf. Er mußte davongehen nach jener Szene im Konzertsaal. Und ich sage Ihnen, ich wäre am liebsten mit ihm gegangen. Er wird gewiß irre an mir geworden sein, da ich ihn allein ließ. Später wird er's begreifen. Ich kann hier mehr für ihn wirken."

Er blieb stehen und nahm ihren Kopf in seine Hände. „Sagen Sie, Hildchen, Sie haben ihn lieb, nicht wahr? Es wäre schön!"

„Aber nein, Meister", entwand sie sich ihm lachend. „Nicht so, wie Sie denken. Er ist vier Jahre jünger, ein Bub. Aber — ich mag ihn gern. Weil er so gar niemanden hat — ausgenommen vielleicht den armen Doktor Hirsch, der ihm zwar Beziehungen und Verleger verschaffen, aber nicht geben kann, was der Bub ohne Mutter braucht."

„Wissen Sie, wo Ricki ist?"

„Nein, aber ich bin überzeugt, daß Hirsch es weiß."

„Wovon er nur leben mag?" grübelte Wehrberg.

„Bisher dachte ich, Hirsch unterstütze ihn, seit gestern glaube ich etwas anderes, aber es ist so unbestimmt — lassen wir's vorderhand. Nur soviel: wenn wir in Maltein sind, wird Ricki plötzlich da sein. Und dann — vergessen Sie das Schulhaus, das Grab nicht."

„Ich verstehe Sie, Hildchen!" sagte er leise, schuldbewußt.

„Nun müssen wir frühstücken. Ich glaube, Rotter will um neun Uhr mit mir starten."

Als sie durch das Foyer zum Speisesaal gingen, erhob sich aus einem Klubfauteuil ein Mann. Sehr dick, sehr schlau, sehr elegant. Der Boy hatte ihn aufmerksam gemacht. Nun richtete er sich schnaubend auf, starrte Wehrberg ungläubig an.

„Der da?" sagte er ziemlich ungeniert zu dem Betreßten.

Dann wackelte er auf Wehrberg zu und streckte ihm die fleischige Hand hin.

„Es wird mehr Freude sein im Himmel über einen reuigen Sünder als über zehn Gerechte!" krächzte er mit hoher, schriller Spatzenstimme.

„Ich verstehe nicht — womit kann ich dienen?" fragte Wehrberg, nun ganz kühl, ganz von oben herab.

Pole

„Gestatten! Raoul Prischawski, Direktor des Non-stop-Verlages."

Gegen Verleger war Wehrberg stets höflich, selbst wenn sie ihm noch so widerlich waren.

„Wollen Sie mit uns frühstücken, Herr Direktor?" Und dann, als Hildegard den Kaffee eingeschenkt hatte: „Nun schießen Sie los!"

Prischawski zog den Kaffee mit starkem Gurgeln aus der Schale. „Daß ich Ihnen sag, lieber Wehrberg, ich hab mich nicht genau ausgekannt. Ein Mann, der was kann, 's Geschäft versteht, dem was einfällt — da wird eine Symphonie von ihm aufgeführt! Interessiert mich nix, ich bin unmusikalisch wie'n Heupferd. Aber die drei Tanzstücke hab ich gehört, allen Respekt!"

„Sie meinen meine Tänze aus dem Rokoko?"

„Was heißt Rokoko! Den Blues, Tango und Onestep mein ich. Schade, daß Sie die bei Hardtmuth & Sohn verlegt haben. Sind Bocher, zahlen nix. Wetten wir, mehr als hundertfünfzig pro Stück haben Sie nicht gelöst!"

„Sie irren, Herr Direktor", sagte Hilde todernst. „Es wurden zweihundert pro Stück bezahlt."

„Nu, wenn schon!" Prischawski fuhr mit dem Messer in die Honigschale, wickelte die dickflüssige Masse um die Klinge und steckte Messer wie Honig in den Mund.

„Erlauben Sie", fuhr jetzt Wehrberg zappelig dazwischen. „Ich bin nie mit Hardtmuth & Sohn in Verbindung gestanden und — was erzählen Sie, Hilde, da von zweihundert?"

Der Pole zwinkerte vertraulich mit den dicken, schwammigen Augenlidern. „Na, unter uns, lieber Wehrberg —"

Der Komponist saß steif wie ein Gardeulan bei der Parade. „Ich möchte Sie schon bitten, meinem Namen zumindest das Wort Herr vorzusetzen. Im übrigen bin ich Professor und Doctor honoris causa."

Prischawski schnippte mit den Fingern in der Luft, als wollte er eine Fliege vertreiben. „Kleinigkeit!" sagte er jovial. „Aber warum regen Sie Ihnen auf, wenn Sie sich Ihrer vernünftigen Werke schämen? Da hätten Sie's unter Pseudonym herausgeben müssen. Glauben Sie, ich weiß nicht, wie das so geht: alle schreiben zuerst Symphonien, dann kommt keine Pinkepinke — nu, macht man in Jazz. Darum hab ich ja gesagt: es ist mehr Freude über einen Sünder — Sie haben Symphonie gesündigt und werden gerecht in Jazz. Bravo, sag ich."

Wehrberg begann erregt mit den Fingern auf dem Tisch zu trommeln. „Herr, Sie sprechen in Rätseln. Und außerdem — offengestanden — Sie gehen mir auf die Nerven."

Prischawski lachte. „Bin ich gewöhnt. Das sagen alle zuerst. Wenn dann der große Scheck kommt, werden sie friedlich. Kürzen wir ab: zweitausend zahl ich —"

„Die Fünfte Symphonie ist bereits im Unionverlag."

„Wer spricht von Symphonie? Ich mag nix mit Ihren musikalischen Jugendsünden zu tun haben. Für den Jazz, den Makua-Taka von Ihnen hat, zahl ich zweitausend bar und fünfzehn Prozent Tantiemen."

„Ich habe nie einen Jazz komponiert und mit Herrn Makua-Taka habe ich nichts zu tun."

„Nanu!" sagte Prischawski und starrte Wehrberg mit offenem Munde an, so daß man das mächtige Goldplombengebiß sehen konnte.

Hildegard hatte bisher an dem Spiel ihren Spaß gehabt, jetzt schien es ihr Zeit, einzugreifen. „Ich glaube, es liegt eine Verwechslung vor und ich bin hier die einzige, die aufklären kann. Herr Professor Dr. Wehrberg, verehrter Herr Direktor, steht wirklich jeder modernen Tanzmusik fern. Und die gestern aufgeführte Symphonie ist keine Jugendsünde, wie Sie sich auszudrücken beliebten, sondern das letzte reife Werk eines großen Künstlers. Sie sind zwar Verleger für neue Musik, aber trotzdem sollten Sie wissen, wer Othmar Wehrberg ist. Die Tänze, die Sie meinen, haben einen anderen Wehrberg zum Verfasser, und ich möchte wetten, daß er Richard heißt. Stimmts?"

Der Dicke war hochrot geworden und über seine Stirne perlte der Schweiß. Er sah nun, daß er sich da in eine nette Patsche verrannt hatte und verfluchte wieder einmal seine Unbildung.

Er war vom kargen Posten eines Gehilfen in einer Neuyorker Musikalienleihbibliothek schnurstracks in die Verlegerwelt gehüpft, hatte mit Schlagern Geld gemacht und sich um alles, was außerhalb seines Geschäftes lag, nie gekümmert. Er zog jetzt aus seiner Mappe drei dünne Notenhefte, setzte eine schwarze, eulenhafte Hornbrille auf und warf einen Blick auf das Titelblatt. „Tatsächlich — Richard! Das sind Sie also nicht?"

„Nein!" fauchte Wehrberg durch zusammengekniffene Lippen. Dann aber streckte er die Hand aus. „Darf ich's mal ansehen?"

„Bitte sehr, selbstverständlich!"

Wehrberg nahm mit leise zitternden Händen die Noten.

„Also doch!" murmelte er. Gierig verfolgte er jeden Ton, versuchte aus Stimmführung und Harmonie klug zu werden. Es war eine fremde Welt. Nur eines: in der Melodie eines Mittelsatzes, den man als Trio ansprechen konnte, klang Bekanntes zu ihm. Es war nicht gewöhnlich und, das stellte er aufatmend fest, nicht ordinär.

Er gab das Blatt wieder zurück. „Danke, Herr Direktor. Es ist mir leid, Ihnen mit solchen Arbeiten nicht dienen zu können."

Prischawski hatte sich schon wieder erholt. „Schade für Sie! Aber was nicht ist, kann werden. Versuchen Sie so etwas. Wenn Sie wirklich so'n großes Tier

in der langweiligen — Pardon, wollte sagen ernsten Musik sind, dann wäre ein Blues von Ihnen eine Sensation. Ich zahle gut."

„Sagen Sie, dieser da — der andere Wehrberg — hat der wirklich eine solche Zukunft, daß Sie für ihn so viel Geld anlegen wollen?"

Prischawski streckte abwehrend beide Arme aus.

„Was weiß ich! Ich versteh nix davon. Ich hab nur den Riecher fürs Geschäft. Und der ist gut, das sag ich Ihnen. Die Dinger da" — er stellte den Finger auf die Hefte — „sind vor acht Tagen herausgekommen, und den Onestep spielen sie heute schon überall. Das ist für mich entscheidend. Aber nicht das allein." Er beugte sich vertraulich vor. „Die drei Sachen, besonders der Step, sind gut. Doch nichts Ungewöhnliches. Wahrscheinlich erste Versuche. Aber ich hab meine Leute in Amerika. Zahle gut, erfahre alles — habe vorgestern ein Kabel gekriegt, daß Ma-kua-Taka vor fünf Tagen in Chicago eine ganz neuartige Jazzkomposition eines gewissen Wehrberg aufgeführt habe. Erfolg, der beinahe ein Skandal war. Na, und was tut Gott? Am gleichen Abend lese ich, daß hier von Wehrberg eine Symphonie aufgeführt wird. Wie ich mir Symphonie und Jazz zusammengereimt habe, wissen Sie. Hab mich dabei schön blamiert. Aber: den Wehrberg mußt du kapern, denk ich mir. Schnell auch noch, sonst kommt ein anderer Verlag zuvor.

In Amsterdam war ich gerade. Nehme Luftdroschke München, flattere hieher — und platze da mitten in die seriöse Musikgeschichte hinein. Böse Sache!"

Er erhob sich. „Noch eines, gnädiges Fräulein! Sie waren im Bilde! Können Sie mir sagen, wo ich Wehrberg Numero zwei finde, der für mich in Betracht kommt?"

„Das weiß ich nicht." Bei Hildegard löste sich die Begebenheit nun zu fröhlichem Gelächter. „Fragen Sie doch bei Hardtmuth & Sohn; die werden die Adresse ihres Verlagsautors wohl wissen."

„Die würden mich eklig hinauslehnen", meinte Herr Prischawski betrübt und empfahl sich.

„Jetzt aber —" sagte Wehrberg, als sie allein waren.

„Jetzt muß ich zum Flugplatz", sprang Hilde auf und wirbelte durch die Halle zum Lift.

Die kleine Daumenschraube ungestillter Neugierde hatte der Meister nach ihrer Meinung verdient. Außerdem wußte sie selbst fast nichts, hatte nur aus einer kurzen Äußerung Hirschs kombiniert.

Paul Hirsch aber war nicht mehr in München.

Er stapfte einige Stunden später einen ganz abscheulichen, steinigen Weg empor, der zu einem Paßwirtshaus des Karwendels führte.

Und als er eine Viertelstunde vor seinem Ziel wieder einmal atemlos, erschöpft, und dennoch eine Zigarette

rauchend, auf einem Stein rastete, kam auf dem Pfad, den er fluchend und kniezitternd emporgewankt war, ein junger, großer Mensch rasch und mühelos, mit elastisch federnden Schritten, heraufgeeilt.

Hirsch starrte ihn zuerst erstaunt, dann grimmig an.

„Nanu, du kommst selbst von unten! Wenn ich das gewußt hätte, wäre mir der Weg erspart geblieben. Ich dachte dich oben im Gasthaus."

Richard blieb, auf seinen Stock gestützt, stehen und lachte den Kritiker an. „Onkelchen, seit wann bist du Hochtourist?"

„Und du — hast du dich als Packträger verdingt?" Hirsch wies auf des Jungen Rücken.

Dort war über dem Rucksack noch ein langer, eleganter Lederkoffer aufgeschnallt.

„Da ist die feine Kluft darin. Smoking, weißes Hemd — etcetera. Ich komme aus München, von der Uraufführung der Fünften."

„Das ist nun der Liebe schlimmer Lohn", klagte Hirsch mit Mime. „Sitzt der Bengel in der Fünften, und statt daß wir uns in einem soliden Bräu treffen, muß ich meine alten Knochen hieher abschinden."

„Armer Onkel! Ich wußte doch nicht, daß du mich besuchen willst. In München aber konnte ich dich nicht aufsuchen. Du warst gewiß mit Papa zusammen und — na, du verstehst."

„Ich verstehe. Aber der Unsinn muß jetzt ein Ende

haben. Wie ist es dir übrigens gelungen, dich im Konzertsaal unsichtbar zu machen?"

„Stehplatz, unter Studenten und Konservatoristen. In diese Atmosphäre taucht keiner von euch Zünftigen. Und jetzt komm, hänge dich in meinen Arm und plaudern wir oben weiter. Es zieht nämlich ein Gewitter herauf und die pflegen hier nicht aus Theaterblech und Bärlappsamen gemacht zu werden." —

Immer wieder mußte Richard den unerwarteten Gast beobachten.

Paul Hirsch stürzte sich mit einer komischen Verzweiflung in das Ungewohnte. Mit einem Kopfsprung, die Augen geschlossen, mit den Beinen strampelnd in einem fremden Element.

Er war im vergangenen Jahr mit dem Autobus beim Glocknerhaus, mit der Bahn auf dem Jungfraujoch gewesen und hatte prachtvolle Artikel von der Überlegenheit des Kulturmenschen geschrieben. Von Nordseeaustern in 3500 Meter Höhe, die ebenso klaffen wie die Gletscherspalten, von prominenten Schauspielern, die sich von acht Zylindern zum ewigen Eis ziehen ließen.

„Dies alles ist uns untertänig!"

Jetzt saß er in einer verräucherten Gaststube, wedelte mit dem Taschentuch nach Fliegen und versuchte, eine Wurst, die seit November im Rauchfange gehangen war, zu zerbeißen. Dabei fand Richard das Monstrum noch delikat und versicherte, sämtliche

Austern des Jungfraujochhotels für diese Hauswurst zu geben.

„Ich wußte nicht, das Wildwest so nahe bei München liegt", gab Hirsch endlich den Versuch auf, und bestellte Rührei. „Und hier fühlst du dich wohl?"

„Sauwohl!" schmetterte Richard. „Tagsüber steige ich auf den Graten herum und abends komponiere ich."

„Machen wir's kurz", sagte der Schriftsteller und zog seine Brieftasche. „Ich wollte dir nur etwas Geld bringen, damit du nicht mittellos herumstromerst."

„Danke schön! Aber ich bin versorgt."

„Also doch!" seufzte Hirsch.

„Ja — drei Stück zu zweihundert Mark. Damit gondle ich monatelang in dieser schönsten aller Welten herum. Aber sag, Onkel, Geld hättest du mir schließlich auch per Post senden können, ohne diese haarsträubende Kletterpartie zu machen. Oder kommst du als Friedenstaube von Papa?"

„Nein, ich komme, um dich vor einer katastrophalen Dummheit zu bewahren. Hast du die Zeitungen der letzten Tage gelesen?"

„Freilich, den Anzeiger von Hintertupfingen. Den hält die Wirtin. Er ist wirklich sehr lesenswert."

„Kann mir's denken. Aber darin wird nicht stehen, daß Makua-Taka die Komposition eines gewissen Richard Wehrberg mit Bombenerfolg in Chicago aufgeführt hat."

„Juchu!" brüllte der Bursch, sprang auf und hieb sich mit der flachen Hand auf die Lederhose.

Die Moidl, der Wirtin braunes Töchterlein, kam herbeigestürzt und fragte: „Was hast denn?"

In der Ecke saßen der Gendarm Putzelberger, der Bergführer Stoisser und der Jagdaufseher Zirbentaler. Hie und da pflegte Richard mit diesen Stützen der Gesellschaft einen Tarock zu klopfen und von da her sagten sie einander du.

„Is der Bua verruckt g'worden?" fragte der Zirbentaler.

Richard gab zuerst der Moidl ein Bussel und Hirsch, der bei all dem saß wie bei einer Vorstellung der Tegernseer, stellte fest, daß die beiden in dieser Tätigkeit schon einigermaßen aufeinander eingearbeitet zu sein schienen.

„Heut zahl i a Bier!" schrie Richard. „Moidl, sag dem Hias, dem Knalldepp, er soll ein Fassel frisch anschlagen."

„Richard, das gibt's also wirklich!" fragte Hirsch erstaunt, als sich der Jubel über das zu erwartende Freibier etwas gelegt hatte. „Ich dachte bisher, die feschen Dirndln und schneidigen Jäger kämen nur auf der Bühne vor, und die Juchus seien Theaterrequisiten." Gleich darauf wurde er wieder ernst. „Ich freue mich, Bub!"

„Kannst glauben — ich auch!"

„Versteh mich recht. Mehr als über den Erfolg

deines Werkes freue ich mich über deine Freude. Wer so schreit und die Moidls und Seppls zu einem Bier einlädt, der ist gesund und stark. Wird es trotz Jazz bleiben. Ich wollte, Vater hätte diesen elementaren Jubelruf gehört. Das allein entschädigt mich für den Weg und den Aufenthalt in dieser Pfahlbauernwohnung."

„Der Hias schlägt's Fassel an", drängte Richard. „Sag mir noch schnell, bevor es gemütlich wird —"

„Was, es wird noch gemütlicher?" fragte Hirsch entsetzt.

„Ich wette, in einer Stunde bist du mit der ganzen Gesellschaft per du!"

„Hör auf!"

„Also sag, wovor wolltest du mich warnen?"

„Die Komposition, die Makua-Taka spielt, nicht zu verschleudern. Paß auf, sobald man deinen Aufenthalt gefunden hat, werden die Verleger kommen."

„Sollen kommen. Unter fünfhundert geb ich's nicht her."

„Bist du verrückt!"

„Na, wieviel soll ich dann verlangen?"

„Das weiß ich nicht. In der Branche bin ich nicht daheim. Ich weiß nur, daß man dabei unmenschlich verdienen kann. Wer von Makua-Taka gespielt wird, ist a priori gemacht.

Mein Lieber, glaubst du, ich hätte meine mürben Knochen so abgeschunden, wenn ich nicht die Angst

gehabt hätte, du plumpst dem ersten schlechtesten Verleger rein? Höre: Du darfst vorderhand noch nicht abschließen, auf keinen Fall, verstehst du! Ich fahre morgen heim und spreche mit einigen Kanonen der leichten Muse. Damit wir ungefähr eine Basis wissen.

Aber selbst auf dieser schließt du noch nicht ab. Entwirfst nur den Vertrag und schickst ihn mir. Ich berate mich dann mit einem der Herren — die Leute sind ja erfahren, mit allen Hunden gehetzt."

„Du glaubst wirklich, ich könnte so viel verdienen?"

„Mit einem Schlage könntest du reich werden."

„Dann — dann —" sagte er mit glücklichem Lächeln, „könnte Vater ja ohne Sorgen das Requiem fertigschreiben, dann könnte ich die ‚Salige Frau' durchsetzen. Mit Geld geht alles!"

„Ah, das ist schön!" erwiderte Hirsch, „das ist eine unerwartete, herrliche Modulation des Themas."

Aber da waren sie auch schon am Ende, die Moidl kam mit den ersten Krügeln, der Stoisser hob kurzerhand den schweren Eichentisch mit seinen riesigen Pratzen auf und stellte ihn neben den Tisch der beiden Städter, der Zirbentaler rückte seinen alten Filz vom rechten aufs linke Ohr und sagte „Mit Verlaub!"

Der Putzelberger als Amtsperson hatte etwas von bon ton gehört, trat vor Doktor Hirsch und sagte: „Alsdann, ich wäre der Gendarmeriewachtmeister Putzelberger — sehr erfreut!"

Dann tranken sie ihr Bier, ernsthaft und würdevoll,

denn bei Freitrunk benimmt man sich zuerst gemessen und läßt nicht durchblicken, welche Freude die Tröpflein machen, die ohne Strapazierung des Geldbeutels durch die Kehle rinnen.

Den Zirbentaler riß die Neugierde endlich fast auseinander:

„Zwegn was saufen wir denn?"

„Ich hab ein gutes Geschäft gemacht. Moidl einschenken!"

„Ah so!" nickte der Jäger.

„Nachher schon!" sekundierte der Bergführer.

„Gratuliere", sagte der gebildete Gendarm.

„Im Dorf unten oder in Minka?" bohrte der Weidmann weiter.

„In Amerika."

Sie starrten ihn mit offenem Mund an.

Der Wachtmeister ließ sich nicht verblüffen.

„Dann schau nur, daß du dein Geld auch wirklich kriegst. Amerika ist halt gar weit weg!"

„Das Geld ist sicher", warf Hirsch ein.

„Da sind Sie eppa gar der Agent?"

„So was ähnliches!" lachte der Städter. Und ahmte den ländlichen Tonfall nach. „Moidl, einschenken."

Das Bier gluckste und schluckerte in den Kehlen.

„Eine Frage ist erlaubt", wandte sich der Herr Führer zu Hirsch. „Mit was handelns denn nachher?"

„Mit Musik!"

„Teifi, Teifi!" meinten alle drei tiefsinnig.

Dann hatte Stoisser einen guten Gedanken. „Der alte Einleger, der Binden-Hans, spielt so viel schön Zither. Wird den Herrn interessieren. Und Bier trinkt er auch gern, der Hans."

„Soll kommen!" beschied Richard.

Aber der Hans, der hier für acht Tage das Gnadenbrot genoß, war nicht allein. Die Cenzi hatte ihn besucht, seine Enkelin, streckte jetzt ihr blondes Köpfel in die Stube.

Zirbentaler fühlte sich schon als Herr der Lage. „Cenzi, einikommen! Der Richardl zahlt a Bier."

Der Stoisser aber stellte sachkundig fest. „A Musik is da — zwei Menscher san da — also tean ma tanzen."

Und der Binden-Hans begann auf der Zither zu zupfen. —

„Du, Ricki!" stöhnte Hirsch am nächsten Morgen. „Ich glaube, du hast recht gehabt."

Richard im anderen Bett wühlte sich verschlafen aus den Kissen. „Was meinst du, Onkel?"

Hirsch griff sich an den Kopf, in dem ein Hornissennest lebendig war. „Ich glaube, ich habe tatsächlich mit den Kerls Duzbruderschaft getrunken."

„Hast du getan."

„Ich glaube, ich habe mit den Mädels getanzt."

„Hast du ebenfalls getan."

„Ich glaube, ich habe versucht, zu jodeln und zu schuhplatteln."

„Es sah wahrhaft erhebend aus."

„Die Leute haben wohl sehr gelacht."

„Sie haben es als selbstverständlich hingenommen und gesagt, du seist ein kammoder Zegger — das ist soviel wie ein gemütlicher Kerl."

„Das hat noch kein Mensch von mir behauptet. Ich muß mich einfach schandbar benommen haben."

Richard sprang aus dem Bett und schlüpfte in die Kleider. „Du hast dich so benommen, Onkel, wie sich vor vielleicht dreitausend Jahren die Menschen deines Volkes benommen haben, wenn sie harmlos vergnügt waren. Wahrscheinlich haben sie dann, wenngleich auf althebräisch, auch gejodelt und geschuhplattelt. Allerdings — vor dreitausend Jahren! Denk darüber nach", lachte er und lief aus der Stube.

Er ging zum Brunnen, an dem die Moidl die Milcheimer auswusch.

„Aber, Herr Richard!" lachte sie schämig und hielt die gespreizte Hand vor die Augen, so daß sie durch die Finger zu ihm herüber blinzeln konnte.

„Aber Moidl!" echote er. „War's nicht lustig heute nacht?"

„Viel zu lustig. Wenn der Postoni erfahrt, daß du — Sie mich allweil abgebusselt haben."

„Er wird's überleben. Und jetzt, Moidl, gieß mir den Eimer voll Wasser über den Schädel!"

Er hatte die Jacke ausgezogen und beugte den nackten Oberkörper über den Brunnentrog.

„Nacher wirst naß!" und schon begoß sie ihn tüchtig. Dann lief er über den Rasen, sprang über den Zaun und machte am Ast einer Wetterfichte Reckübungen.

Als er wieder in das Zimmer trat, war auch Hirsch angekleidet.

„Ich habe nachgedacht, Richard. Du hast recht. Wir sind alt, viel zu alt."

„Das wollte ich damit sagen", entgegnete er.

„Wenn man's genau bedenkt: vielleicht sind das die letzten Gründe des Hasses gegen uns. Der Haß der Jungen gegen die Alten. Die brutale Fröhlichkeit dieser Nacht, die ich mitgemacht und dennoch nicht verstanden habe, wird mir lange zu sinnen geben. So etwas kommt bei uns nicht vor. Unsere Fröhlichkeit ist entweder geistvoll oder orgiastisch. Ihr fehlt die breite, ruhige Behaglichkeit einer jüngeren Menschheit."

„Sag gerade heraus: einer primitiven. Das ist das Richtigste."

„Ja, primitiv, das ist's! Du weißt, ich bin Mahler sehr nahe gestanden. Er konnte scherzen, daß sein Witz wie eine Stahlklinge funkelte, aber er konnte nicht lachen wie etwa Strauß oder Bittner. Dieses erdhaft starke Lachen. Wenn Mahler sprach, waren seine Worte so ausgefeilt und ausgeschliffen, sozusagen druckreif. Wenn Bruckner sprach, holperte und dröhnte es wie ein Karren, der über Schotter fährt.

Das ist der Genius der neuen Menschheit — jenes

der durch Jahrhunderte unendlicher Leiden geschärfte Intellekt des alten Volkes, das nur Verstand und Witz, aber nicht mehr Freude hat."

Richard plagte sich in seine Bergschuhe, die bei einer gestrigen Firnwanderung naß geworden und jetzt zusammengeschrumpft waren. „Ihr habt doch auch — Teufel, verdammte Stiebel! — eine neue Jugend habt ihr. — So, nun sitzen sie. Ich meine Leistungen im Sport, Ski, Fliegen, Bergsteigen."

„Anspannung des Willens, sozusagen fiebrisch erreichte Leistungen. Nichts zu machen, mein Lieber! Der Wille ist bei uns größer, weil wir uns durch jahrtausendealten Haß erhalten mußten. Der formt sich in einem zur Tat: ‚Nun will ich mal zeigen, daß ich's auch kann.' Bei den jungen Völkern geht das unbewußt, aus wechselvoll, spielenden, selbstverständlich beherrschten Kräften."

„Onkel, laß die Philosophiererei. Gehen wir frühstücken!"

„Was soll nun werden?" sagte der Kritiker, als sie in der Gaststube einander gegenübersaßen. „Meine Mission in puncto Verlegerbegaunerung habe ich erfüllt. Nun möchte ich noch die läppische Sache zwischen dir und Papa in Ordnung bringen, um beruhigt in die zivilisierte Welt zurückkehren zu können."

Das Gesicht des jungen Menschen tauchte in kurzes Grau.

„Bewußte Versöhnungsversuche erzielen zumeist das

Gegenteil. Laß die Wurzel wachsen, wohin sie's treibt. Beim Stamm bleibt sie doch."

„Du warst bei der Fünften. Schreib Papa darüber. Das radiert alle Kleckse aus."

„Das Werk hat mich niedergehaut. Ich kann darüber nichts schreiben. Bin nicht du. Musikalisch zu blöde! Oder soll ich schreiben, es sei schön gewesen und habe mir gefallen?"

„Das nicht! Schreib, was du mir jetzt gesagt hast. Das dürfte genügen."

Wirklich schrieb Richard. Vom ungeheuren, offenbarungsstarken Eindruck des Werkes, Brief eines Laien, eines unmittelbar Empfindenden. Aber, so war er: als er den Brief unterzeichnen wollte, riß ihm der Trotz die Feder aus dem Papier.

Da, an der Stirne, brannte noch der Wurf des Notenballens.

Blaue Augen hatten zugesehen und sich dann von dem Gezüchtigten abgewandt.

Mit einem Male kam sich Richard allein vor. Paul Hirsch war zu Tal gegangen, Wolken hatten sich über die Grate geschoben und Regen strähnte nieder.

Im Bergwirtshaus war es kalt und unbehaglich, nicht einmal die fleischige Wärme der Moidl konnte das Stimmungsthermometer emporheben.

Richard ließ den Brief namenlos abgehen, schnitt die persönliche Anrede fort. Er wußte, daß auch anonyme Begeisterung den Vater freute.

Dann wanderte er weiter, durch nasse, eintönige Tage und verschlafene Gegenden nach Südosten.

Einmal rissen die Nebel, glühten ungehure Firne auf. Da stand er am Eingangstor des fast verlorenen Jugendlandes, der Tauernwelt.

* * *

„S' ist gut!" bedeutete Wehrberg der alten Lois und schob den Brief, den sie hereingebracht hatte, in ein Fach des Schreibtisches.

Max Rotters scharfe Augen hatten den roten Zettel auf dem Umschlag gesehen. „Ein Expreßbrief ist's. Lies ihn ruhig. Ich werde mir unterdessen von Fräulein Amann diesen merkwürdigen Kuchen erklären lassen. Wie heißt das Zeug schnell?"

„Reinling", erklärte Wehrberg. „Aber das ist so urkärnterisch, daß du bei einer Schweizerin vergeblich auf Analyse und Kommentar hoffst. Die Lois bäckt ihn mir zeitweilig. Die Rosinen müssen darin in Schichten gelagert sein —"

„Du solltest deinen Expreßbrief lesen", mahnte Rotter.

„Ach, das hat Zeit." Wehrberg schob den Teewagen zurecht, und Hildegard machte die Wirtin.

„Kannst du dir vorstellen," begann Wehrberg nach einer unruhigen Weile, „daß ich unter Umständen sehr feige sein kann?"

Rotter und Hildegard blickten ihn fragend an. Er

hob den Brief wieder aus dem Fach, drehte ihn zweifelnd in den Händen. „Der Brief da", sagte er nachdenklich und sorgenvoll, „enthält für mich etwas Unangenehmes. Ich will ihn nicht auftun."

„Wenn Sie ohnedies wissen, was darin steht!" sagte das Mädchen.

„Das will ich euch sagen. Es ist von dem Komitee, das von mir den Heldenmarsch bestellt hat. Eine schrecklich geschmacklose Sache, aber — tausend Mark! Da — da —" er kramte in seinen Notenblättern — „liegt der Schmarren. Unvollendet! Etwas anderes kam mir dazwischen, etwas Hohes, ganz Heiliges. Ich kann das Tschindara-bumm nicht mehr riechen. Mir wird schlecht, wenn ich nur den Entwurf sehe."

Rotter hatte die Skizzen an sich genommen.

„Es ist eine rabiat schöne Musik."

„Du findest auch alles schön, was ich schreibe."

„Es ist hinreißend. Du solltest solche Dinge nicht verachten. Wieviel Genialität liegt in der Marseillaise, im Rakoczimarsch. Werke, die eine größte Stunde geboren hat, die länger leben als manche tiefsinnige Erlösungsoper nach Wagner oder mancher Abguß Brahmsschen Teekrautes."

Hildegard drehte den Brief wirbelnd an den Ecken herum. „Sie wissen also, daß man in diesem Briefe von Ihnen die Lieferung —"

„Lieferung, ja, so ist's, Franko loco bei Kasse. Arme Hunde sind wir Schaffenden."

„Ach was!" sagte das Mädchen stark. „Wir senden die Entwürfe an Richard. Der haut so was in einer halben Stunde hin und die tausend Em sind gerettet."

„Dem Kinde tut unser Klima nicht gut."

Sie standen um den Brief wie Jungens um ein Schlangenloch. „Böse werden sie sein!" tippte Wehrberg vorsichtig auf das Papier. „Ultimatum stellen, von süddeutscher Unzuverlässigkeit sprechen. Die Preußen können da verdammt eklig sein."

„Mir ist's jetzt gleich", sagte Hildegard und riß den Umschlag auf. „Bitte, Meister! Der Bann ist gebrochen."

Nun las er das Schreiben doch, sagte „hm" und „na also".

Dazu schmunzelte er.

„Es geht nichts über Entschlußkraft der Stauffacherin!" lobte er und streichelte Hildegards Wange. „Kinder es ist herrlich. Sie wollen den Marsch gar nicht!"

„Gottlob!" sagte Rotter, der in allem ganz mit Wehrberg fühlte.

Aber Hildegard begehrte auf. „Abbestellen! Gibts nicht! Wo bleiben die tausend Märker?"

„Werden bezahlt! Da: Erkenntnis, daß allzu pompöse Feier dem Sinn der Handlung nicht entspricht. Peinliche Verlegenheit, einen Meister Ihres Ranges bemüht zu haben — Honorar wird natürlich gezahlt, freie Verfügung über das Werk, falls schon vollendet — Herrgott, haben die eine Ahnung, wie faul ich war!" Plötzlich wurde er wieder ernst. „Faul, nein, faul nicht! Aber — sie war wieder da."

Sie schwiegen. Ein ganz Geheimes, köstlich Schmerzvolles in der Seele des Meisters tat sich ihnen auf, etwas, von dem die Welt draußen nichts wußte.

„Jetzt bin ich die Sorge los", brach Wehrberg die Stille. „Jetzt gehen wir ins Maltatal. Dort werde ich das Neue vollenden. Ihr müßt mitkommen, ihr beide."

„Ich kann nicht," klagte Rotter, „wirklich nicht. Im Gegenteil, ich muß jetzt gehen, heute abend in Stuttgart sein. Wir haben Lieferungsaufträge für die neue Maschine."

„Ich komme mit", sagte Hildegard rasch, als wollte sie mit diesem Entschluß etwas anderes niederzwingen. „Die Schule ist fertig, ich habe Zeit."

Rotter krümelte an seinem Kuchen herum. „Und mein Vorschlag, Fräulein?"

„Er war sehr lieb. Aber es geht nicht. Ich sagte es Ihnen schon einmal."

Ein kalter, abweisender Ton schliff den weichen Alt scharf.

Wehrberg wurde aufmerksam, fragte.

„Gott," sagte Rotter verlegen, „ich habe nur versucht, einen Wunsch Fräulein Amanns zu erfüllen. Ihr Ideal ist es doch, Pilotin zu werden. Ich glaube sogar, sie eignet sich dazu."

„Eben nicht, lieber Freund. Ich habe bei unseren Flügen ebensoviel Angst gehabt wie ich Ihren Mut und Ihr Können bewundert habe."

„Will Max Ihnen bei der Erfüllung Ihres Wunsches behilflich sein?" fragte Wehrberg.

„Das ist's ja. Ich habe mir erlaubt, Fräulein Amann vorzuschlagen, bei uns um unentgeltliche Teilnahme an einem Kurs anzusuchen. Ich hätte die Sache sicher durchgedrückt, aber das Fräulein will nicht."

„Schuster, bleib bei deinem Leisten und Turnlehrerin beim Reck."

„Aber Hildchen, Mißbehagen beim ersten Flug ist doch noch kein Beweis für Fluguntüchtigkeit. Da müßte jeder junge Mediziner, dem im Sezierfaal schlecht wird, die Flinte ins Korn werfen."

„Fräulein Amann wurde nicht einmal schlecht. Im Gegenteil, als wir landeten, strahlte sie von Begeisterung. Sie will einfach nicht — warum, weiß ich nicht."

„Ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten. Aber ich dürfte mir selbst über meine Eignung zu einem Beruf eher im klaren sein als jemand anderes." —

„Warum so kühl und abweisend, Hildchen?" fragte Wehrberg, als Rotter sich verabschiedet hatte.

„Ihr Freund hat eine gewisse Art, in einen zu dringen und zuzusprechen, die mir auf die Nerven geht. Ich sagte einmal nein, und bei uns ist man gewöhnt, sich mit einem Nein zu bescheiden."

„Aber diese Chance, Kind! Einmal kommt sie und nie wieder. Ein herrlicher Beruf, für ein mutiges Mädel wie Sie wie geschaffen. An das Schaukeln und Wackeln so einer Luftkarre werden Sie sich bald gewöhnt haben."

„Das ist es nicht, Meister", sagte Hilde nach kurzem Zögern.

„Na, was denn dann?" Er lehnte sich behaglich im Stuhl zurück und zündete seine geliebte lange Pfeife an.

„Ihnen muß ich's wohl sagen. Es ist wirklich nicht wahr, daß ich Angst oder Unwohlsein hatte — da droben. Es war herrlich, es war — viel, viel schöner als die schönste Musik. Verzeihen Sie!"

„Macht nichts!" sagte er gemütlich. „Ich weiß, daß Ihnen die Maschine lieber ist als die Geige. Aber warum weisen Sie Rotters freundliches Angebot zurück?"

„Weil ich's nicht bezahlen kann."

„Der Kurs soll doch nichts kosten."

„Rotter denkt doch — nein, so ist er nicht. Aber er hofft. Verstehen Sie denn nicht?"

„Keine Ahnung!"

„Nun, seit jenem Flug von München ist es zwischen uns anders geworden. Ich war doch dann in Stuttgart beim ‚Rübezahl' und flog wieder mit Rotter. Dann war er hier, beim Kunstflugmeeting, da war ich neuerdings in seiner Maschine."

„Ich weiß, darum ist es ja Unsinn, wenn Sie behaupten, sich für das Fliegen nicht zu eignen."

„Für das Fliegen eigne ich mich schon. Aber zu Rotters Frau eigne ich mich nicht."

„Ah, das ist's!" sagte er und paffte große Wolken aus der Pfeife.

„Ja, das ist's. Ich merke es aus vielen Kleinigkeiten. Sie wissen ja, wie das geht. Zuerst haben wir uns gestritten und immer widersprochen. Mir sagte seine anhimmelnde Begeisterung nicht zu. Dann, als ich ihn als Flieger kennenlernte, merkte ich, daß das nur ein feiner, köstlicher Zug seines Wesens ist. Er ist ein kühner, willensstarker Tatenmensch. Aber in einem Winkel seines Herzens hat er sich ein kleines Gärtchen errichtet, ein Tempelchen für eine Gottheit. Die heißt Othmar Wehrberg. Alles Weiche und Innige, dessen er fähig ist, pflanzt er hieher und pflegt es mit rührender Liebe. Wunderschön ist das! Niemand würde es dem Manne, der mit steinernem Antlitz einen Looping nach dem anderen dreht, ansehen, daß ihm in der Waldszene des ‚Rübezahl' die Tränen in die Augen treten, daß er bei der Fünften Symphonie vor tiefster Erregung am ganzen Körper zitterte."

Wehrberg sonnte sich in der Fülle solcher Liebe für sein Schaffen. „Und diesen Prachtkerl, Hilde, mögen Sie nicht?"

„Ich mag ihn schon, ich hab ihn recht gern. Aber

anders, als er sich's wünscht. Und er wünscht es, das weiß ich."

„Was soll man da sagen?" meinte Wehrberg ratlos. „Ich bin kein Psycholog, ich bin ein Musikant. Ich meine nur, Sie sind nicht mehr die Allerjüngste — bitte, so lieb und schön Sie auch sind! — Sie sollten doch —"

„— sehen, daß ich unter die Haube komme."

„Unter die Fliegerhaube."

„Es geht nicht, Meister, wirklich nicht. Und deshalb möchte ich mich Rotter nicht verpflichten."

Wehrberg legte die Pfeife fort und trat zu Hilde. „In die Augen sehen, Mädel, ehrlich sein! Sie haben sich in den Lausejungen, in Richard, verguckt. Ist's wahr?"

„Nein, nein, nein." Sie entwand sich ihm und ging zum Klavier, blätterte gedankenlos in Noten, die dort lagen.

„Mir könnten Sie's wirklich sagen!" meinte Wehrberg und trat zu ihr.

„Ist das der Entwurf des neuen Werkes?" lenkte sie ab.

Im Nu stand er im Banne seines Schaffens.

„Die Klavierskizze — und diese nicht ganz fertig. Es ist vorderhand nur die Stimmung in einzelnen Themen festgehalten. Für die Ausführung brauche ich etwas —"

„Ich weiß, Ihr Jugendland."

„Nicht einmal das. Ich kann mir selbst noch gar nicht vorstellen, was es ist, das ich brauche. Aber ich ahne, daß ich es dort finden werde. Mit dem Schaffen ist es so, daß man einem Instinkt, einer Ahnung folgen muß, dann wird was Rechtes daraus. Wenn man sich vornimmt, dies oder jenes zu schreiben, entsteht gewöhnlich ein Plunder."

„Man muß doch einen festen Plan haben?"

„Ja, der kommt aber erst aus dem Erfüllten und Erahnten. Zuerst muß die mystisch entstandene Keimzelle da sein — dann erscheint der Handwerker und errichtet das Gebäude. Oft bleibt es nur bei den Keimzellen, ihrer Tausende gehen jahraus, jahrein verloren."

„Und Sie können sie nicht festhalten?"

„Ich? Ich könnte es schon. Ich spreche nicht von meinen künstlerischen Ahnungen. Die erhalten natürlich fast immer Form und werden Werk. Dazu bin ich schließlich vom Fach und das ist mein Geschäft. Aber rundum im Lande — die kleinen, versteckten Künstler, die Unbekannten! Bei ihnen gehen Goldkörner in Menge verloren."

„Ich verstehe nicht recht. Sie sind der Meinung, daß sogar Unberühmten hie und da gute Gedanken kommen?"

„Das ist recht dumm ausgedrückt, Hilde. Auf den Ruhm kommt's nicht an und von ‚guten' Gedanken spreche ich auch nicht, sondern geradezu von erlesenen

Schöpfungswundern, die leider nur auf dürren Boden fallen. Auf dem Lande irgendein Lehrer — doch warten Sie! Exempla trahunt!" Er griff aus einer Lade ein vergilbtes, brüchiges Notenblatt, spielte und sang ein rührendes Kinderlied.

„Das ist unsagbar schön, Meister", sprach Hildegard. „Diese Einfachheit und dabei edelste Kunst. Ich kann eigentlich nur das Brahms'sche ‚Guten Abend, gute Nacht' zum Vergleich heranziehen."

„Ich weiß auch keine höhere Wertung", barg der Meister das Blatt wieder sorgfältig in einer Mappe. „Dieses Kinderlied ist dem Abendlied von Brahms völlig ebenbürtig. Aber — nun kommt das Aber: geschrieben hat es ein Lehrer in Thüringen.

Der hat hie und da zum Zeitvertreib komponiert — elenden Mist, sage ich Ihnen! Doch einmal — einmal erlebte er das Wunder der künstlerischen Urzeugung. Schuf dieses Lied, das Brahms ebenbürtig ist. Ein einziges Mal — dann sank er wieder in das bierselige Vereinsleben des Schulmeisters Karl Oberer zurück. Bei Brahms wiederholte sich der mystische Vorgang — er war eben Brahms. Und solche Karl Oberer gibt zu Hunderten."

Er schritt, wie immer wenn ihn ein starker Gedanke gepackt hatte, im Zimmer auf und ab, mit der Rechten seine Worte durch Gebärden unterstützend, die Linke mit der Pfeife auf dem Rücken.

„Man sollte einen Aufruf erlassen, solche Gelegen-

heitsarbeiten, wie man es nennt, sichten und das Wertvolle sammeln. Wissen Sie, was wir daraus gewinnen könnten, Hilde? Neue Volkslieder, allerechteste Volkslieder. Das wäre eine künstlerische Aufgabe des Staates, jawohl! Mehr noch, es wäre eine Aufgabe, die eines großen, alten Meisters würdig wäre, dessen Kräfte zu versiegen drohen. Diesen Schatz heben, unter dem Schutze eines großen Namens der Welt schenken, das wäre selbstloser und bedeutender als müde, nur mehr konstruierte Symphonien und Opern auf den Markt zu schmeißen. Vielleicht tue ich's einmal, wenn mir nichts mehr einfällt. In den Dörfern, den kleinen Städten herumreisen, beim Lehrer, Dorfmusikkapellmeister, Organisten, beim musikliebenden Pfarrer, Beamten, Richter fragen: Leutln, habt ihr nicht einmal, so aus Spaß und guter Laune, was geschrieben? Dann sieben, sieben, sieben wie die Goldwäscher von Alaska. Unter Zentnern von Sand findet sich ein Körndel. Ja, das wäre Dienst am Volke!"

Wieder eilte er zum Notenschrank. Alles an ihm war jetzt flutendes, schöpfendes Leben und schaffende Kraft. „Da — so habe ich selbst begonnen! Einmal, ganz plötzlich! Ich hab mir's aufbewahrt, aber nie veröffentlicht."

Er spielte einen Ländler, der einfach und für dörfliche Begriffe tanzmäßig, aber nicht gewöhnlich war. Dann lachte er und schloß, das Notenblatt auf den Boden fegend, mit einigen modernen, verwickelten Akkorden.

„Da haben Sie den Schulmeister Wehrberg. Wo ist die Klaue des Löwen? Vexierbild! Aber unlösbar. Ist überhaupt ein Schwindel, dieses abgedroschene Wort."

Hildegard hatte aufmerksam zugehört, hob jetzt das Blatt auf und tippte mit dem Finger auf dem Klavier die Melodie des Trio.

„Das ist etwas sehr Sonderbares. Aber Sie dürfen nicht böse sein, wenn ich's Ihnen sage."

„Als ob ich Ihrer alemannischen Ehrlichkeit je böse sein könnte!"

„Vorerst eine Frage: pflegen Sie dieses Jugendwerk oft zu spielen? Kennt es Richard?"

„Nein, der kennt kaum meine lebendigen Werke. Und diesen Ländler — seit vielen Jahren habe ich mich nicht um ihn gekümmert. Heute hat mich nur unser Gespräch darauf gebracht."

Noch einmal spielte Hildegard, diesmal sicherer, das Thema.

Dann: „Können Sie sich des Abends in der Münchener Hotelbar entsinnen? Der Musik, die von nebenher erklang?"

Wehrberg stutzte; die Erinnerung an diese Stunde tauchte vor ihm auf und, kaum er sich in die damalige Stimmung zurückversetzt hatte, gab sein außerordentliches, musikalisches Gedächtnis ihm auch die Musik der Bar wieder. „Sie haben recht", sagte er verblüfft langsam. „Dieses Zeug — ich weiß nicht, wie

man's nennt — ist das neuzeitlich umkleidete, nur wenig veränderte Thema meines Ländlers. Schnurriger Zufall!"

„Kein Zufall! Nun muß ich's Ihnen wohl sagen: der Blues, den sie in der Bar immer wieder abhaspelten, war von Richard. Ich erfuhr es dann durch Hirsch."

„Von Richard!" Das Lebendige, Frische verschwand, jäh Aufflammendes sank zusammen. „Er hat also scheinbar Erfolg."

„Darauf kommt es nicht an. Das Merkwürdige an der Entdeckung, die wir eben machten, ist, daß — nun nehme ich Ihre eigenen Worte — sein Anfang von der gleichen Keimzelle ausgeht, aus welcher sich die Kunst seines Vaters entwickelt hat. Daß Sie einen Ländler komponierten, er einen Blues schrieb, ist belanglos. Tanz bleibt Tanz. Sie schufen aus der tänzerischen Vorstellung Ihres Dorfes, er aus jener der Stadt. Anders ausgedrückt, aber das Gleiche."

„Nun sind Sie ja wieder beim Thema Richard angekommen!" sagte er lässig.

„Nicht ich! Sie haben mich darauf hingeführt. Und ich meine, es wäre Zeit —"

Sie vollendete nicht, sondern sah ihn bedeutungsvoll an.

„Was Sie sich Mühe geben, Hildchen! Muß Ihnen der Bengel am Herzen liegen!"

Sie senkte den Kopf auf die Brust. „Gewiß, er

dauert mich. Aber ich denke doch noch mehr für und an Sie, weil Sie unter der Gegensätzlichkeit seiner musikalischen Richtung leiden."

„Gott segne das verlorene Notenblatt, das Sie zu mir geführt hat", sagte er herzlich.

„Sie müssen es ihm verzeihen — im Feuer des Schaffensdranges —"

„Ach ja, ach ja!" lachte er. „Sie erinnern mich da an eine Jugendsünde. Als wir ganz jung verheiratet waren und Ricki erwartet wurde, fehlte mir einmal Notenpapier.

Da nahm ich einen Bogen, auf dessen einer Seite allerlei krause Linie standen, schmierte auf die andere Seite einen Chor. Es gab einen kleinen Krach, denn die Linien waren der Entwurf eines Kinderkleidchens, das Agnes gezeichnet hatte."

„Daran hätten Sie denken sollen, als Sie Richard wegen des Notenblattes zürnten."

„Ich sehe schon, wir werden Versöhnung feiern müssen. Hildchen will es so. Mit Fahnen und Böllerschüssen, einen richtigen großartigen Friedensschluß."

„Nein, ich stelle mir's anders vor. In aller Stille. Othmar Wehrberg über eine Arbeit des Sohnes gebeugt, verständnisvoll die neue Zeit erkennend, immer denkend: dein Kind ist's, das hier geschafft hat."

„Wie Hildchen will! Die zieht an den Fäden, und der Alte wie der Junge zappeln daran. Also schreib dem Ricki — Mütterlich, schwesterlich oder — an=

ders, wie du willst. Und den Alten vergiß auch nicht; sag ihm Onkel oder Vater oder Vetter — auch wie du willst."

Er zog sie an sich und gab ihr einen herzhaften Kuß.

Da aber geschah etwas Seltsames; sie jauchzte aus einer streng gehüteten Tiefe heraus auf und warf ihm die Arme um den Hals. Schrie eine Silbe, den Beginn eines Namens — „Ot —" — dann schwieg sie verwirrt und griff sich mit den Händen an die Schläfen.

Er war einen Schritt zurückgetreten und blickte sie erstaunt an.

„Ach, bin ich dumm!" stammelte sie.

Und setzte hastig hinzu. „Ich freue mich so für Ricki."

Fort war sie, ohne Gruß davongelaufen.

Othmar Wehrberg stand eine Weile verständnislos da. Er wußte sich diese Aufwallung nicht zu deuten; zu einsam, ohne jede Berührung mit dem Weibe war sein Leben verlaufen, seit Frau Agnes unter dem Efeuhügel von Maltein schlief.

Endlich schüttelte er Bangendes, ihm undenkbar Scheinendes mit leichtherzigen Worten ab: „Muß das Mädel in den Ricki verliebt sein!"

Aber Wühlen und Branden, Aufsteigen eines neuen Sinnes seines Daseins waren damit nicht gebannt. Da floh er dorthin, wo er in allen Nöten geflohen war — auf die stille, zypressenumtrauerte Insel der

Toten, dahin nur der seinen Kahn lenken darf, der dort mit einem einzigen Menschen all seine Liebe begraben hat.

„Mit dem Toten zogen Geister aus —"

Mächtig und düster, in ganz neuer Klangfarbe, erschollen die Akkorde des werdenden Werkes, stiegen auf wie Opferflammen und verklärten das Bild der hohen, ernsten Frau mit magischem Schein.

Draußen aber, im Korridor, stand ein junges Weib und hörte die Musik, die der Toten galt. Die feierlichen Klänge waren zwischen ihr und dem einsamen Mann am Flügel wie ein unermeßlicher schwarzer Abgrund, den keine Liebe und kein Verstehen je überbrücken konnte.

* * *

Der Portier des Hauses, in dem Doktor Hirsch wohnte, wußte allerlei, was nur entfernt mit seinem Dienst zusammenhing. Er wußte, was er dem Mieter im ersten Stock und seinen Gästen schuldig war und hatte außerdem eine sehr musikalische Tochter, die klavierte und sang.

Richard Strauß hatte zu Hirsch einmal gesagt: „Lieber Freund, wenn man auf ein Plauderstündchen zu Ihnen kommen will und dabei von der Portierloge aus autographlich überfallen wird, dann ist's mir lieber, Sie kommen zu mir als ich zu Ihnen."

Das Nachrichtensystem klappte vorzüglich. Hirsch

hatte einen Diener namens Leontin; dieser brauchte des Portiers Magerl Verschwiegenheit, wenn er hie und da zu morgendämmernder Stunde ein weibliches Geschöpf aus dem Hause lassen wollte. Magerl wieder hatte eine Tochter, die musiknärrisch und, wie alle Musiknarren dieser subjektivsten Stadt, dem Personenkult ergeben war. Leontin meldete: „Heute kommt Puccini zum Tee!" Hansi Magerl setzte sich in Stimmung, ließ die blasse Mimi sich zu Tode husten, den Cavaradossi foltern, die Frau Schmetterling am Harakiri sterben, und überfiel dann, des süßen Weines voll, den Meister vor der Lifttüre mit dem Autogaphenbuch.

Sie durfte sogar einmal, als Hirsch abwesend war, dessen Wohnung mit den vielen handschriftlichen Schätzen bewundern. Allerdings war das Honorar für diese besondere Gunst auch besonders hoch und wurde von der wuschelköpfigen Hansi auf dem Bett Leontins ausbezahlt. Davon jedoch wußte Papa Magerl nichts.

Leontin meldete getreulich, wer heute oder morgen bei Hirsch anrücke. Nicht jeder Besuch Hirschs war autographenwichtig.

Bei dem seltsamen Manne gingen die merkwürdigsten Leute ein und aus, und sogar ein Menschenkenner wie Portier Magerl wurde daraus nicht klug. Aber so klug war er immerhin: den Mund zu halten.

Wenn eine musikalische Abendgesellschaft vorbei war,

glänzende Menschen in Autos davon gerollt waren, Paul Hirsch mit hochgezogenem Kragen auf die Straße flitzte und dann mit — hm, einer — hm, Dame — Topfhut, Patschuliwolke, Handtäschchen — den Lift bestieg: Magerl schwieg.

Wenn Hirsch wildfremde Nachtvögel mit ihrem Geweibse zu sich schleifte — Magerl schwieg.

Wenn ein schmieriger, klebriger Kellnerfrack zu Hirsch pendelte, so wußte Magerl, daß in dessen Taschen Kokain war — aber er hielt den Mund.

Er kannte die Großen, Berühmten, die zu Hirsch kamen, und ahnte die Kleinen, Armseligen. Nur einen Vers konnte er sich daraus nicht machen.

Er kannte natürlich auch Othmar Wehrberg: der stand schon längst in Hansis Buch und wurde ebensowenig mehr wie Strauß, Korngold, Bittner, Lehar, Kalmann überfallen. Aber Hansi war sinnig genug, wenn Leontin einen dieser Besuche meldete, bei Eintritt des Gastes ein Stück von diesem zu spielen. Was zur Folge hatte, daß der Berühmte mit größter Eile an der Türe der Portierwohnung vorbeirannte.

Heute war Wehrberg angekündigt, und Hansi spielte, als das Auto vor dem Hause hielt, sein berühmtes Klavierstück „Impression". Der Komponist hielt es zwar in dieser Auffassung anfänglich für das Judenquintett aus der „Salome", aber, da er Strauß sehr liebte, rannte er nur desto schneller. Und Magerl ihm nach. „Der Lift, Herr Professor, der Lift!"

„Danke schön, das nächste Mal!“ Wehrberg winkte vom ersten Treppenabsatz nieder und stieg weiter.

„Famos!“ dachte er. „Training für die Kärntner Berge!“ Er rang nicht nach Atem, und seine Knie federten noch leicht und elastisch.

Aus dem Fenster des Hochparterre sah er in einen verstaubten, engen Hof, in dem einige kümmerliche Akazien wuchsen und ein plattgetretener Rasenfleck aussah wie ein Teppich, in dem Motten gehauft hatten. Kinder spielten dort mit Marmeln, Sonne fiel in einem breiten Band aus Giebelzacken in den Hof, aber ihr Licht war nicht körperloser Kristall, sondern eine unruhige, brandende Schwade von Staub, Ruß, Rauch und Dunst.

Morgen sah er diese entgötterte Sonne, welcher die Großstadt eine Nebelmaske vorgebunden hatte, nicht mehr.

Morgen!

Er tauchte in längst vergangene Zeiten zurück, da er als Student vor der Heimreise in den Ferien des Berglandes gestanden war. Daß er das alles hatte vergessen können! Daß er sich nicht den Genuß des seligen Abschiednehmens von der Stadt oft und mühelos verschafft hatte? Es wäre ja so leicht gewesen: statt nach Gastein, Nizza, Scheveningen ins Maltatal zu fahren. Aber dann wäre auch die Seligkeit des Heimatsuchens nach so vielen Jahren nicht gewesen.

Er entsann sich, daß er als Student mit dem Personenzug um elf Uhr abends abgedampft war, die lange Nacht auf harten Bänken durchrasselt, beim Morgengrauen ganz fein und genießerisch die Heimat erlebt hatte.

Bauern waren eingestiegen und sprachen die vertraute Mundart. Berge waren über Wäldern aufgetaucht und trugen liebe, bekannte Züge, auf den Feldern war das Heu in dickklobigen Stangen aufgestellt, Hiefeln nennt man's, und nur in Kärnten trocknet man so das Gras.

Wehrberg schüttelte den Kopf über seine Bequemlichkeit und Vergeßlichkeit. Da hatte er schon eine Schlafwagenkarte in der Tasche!

Aber die konnte man zurückgeben. Ob wohl der Nachtpersonenzug noch ging? Er hatte das Kursbuch in der Tasche; blieb auf der Treppe stehen, blätterte darin. Tatsächlich — 10 Uhr dreißig ging er jetzt ab. Was Hilde wohl dazu sagen würde? — Bummelzug — dritter Güte! Othmar Wehrberg neben dem verschlafenen Handlungsreisenden, unter dem gefährlich wippenden Eierkorb der Marktfrau.

Er lachte vor sich hin.

„Unsterblicher! Wenn du partout ein Scherzo komponieren willst, dann tue dies an meinem Klavizimbel, aber nicht coram publico auf der Treppe.“

Paul Hirsch stand vor seiner Türe; er hatte Wehrberg vorfahren, ins Haus treten gesehen und wußte nun nicht, wo der Freund unterwegs steckengeblieben

sei. Der Schriftsteller war im Schlafrock und trug einen roten Fez auf dem Kopfe; das war seine berühmte, ironisch altmodische Kleidung am Nachmittag daheim. Wehrberg schnupperte beim Betreten des Zimmers. „Wenn du mich schon gewaltsam mit Makua-Taka zusammenbringen willst, was ich keineswegs für notwendig halte, dann lüfte zuerst deine Bude. Der Amerikaner wird andere Gerüche gewohnt sein als — brr, ich weiß nicht mal, nach was es da riecht."

„Ich vermute, nach Obdachlosenquartier und langgebrauchter Wäsche", sagte Hirsch gelassen und riß nun die Fenster auf. „Mein Freund ist nämlich erst vor einer halben Stunde abgeschoben. Ich habe mit ihm Beethoven musiziert —"

„Ich verstehe nicht."

„Nun, eine meiner Passionen, die du noch nicht kennst. Manchmal gable ich mir einen Straßenmusikanten auf, irgendeinen alten, verprügelten Menschen, der einmal von etwas Großem geträumt hat und jetzt in den Höfen Schlager kratzt. Mit dem musiziere ich etwas —"

Wehrberg betrachtete den Freund besorgt. „Paul du, der mit den ersten Solisten der Philharmonie Kammermusik treiben kann, wenn du willst —"

„Für den Konzertmeister der Oper bedeutete es eine Gnade seinerseits und eine dumme Notwendigkeit, weil ich nun mal Kritiker bin, seine hehre und vor allem gutbezahlte Kunst hier zu verschleudern — gratis noch

dazu. Aber so ein Armseliger, der vielleicht, wenn ihm nicht tausenderlei Leitersprossen zusammengekracht wären, auch in der Oper Soli hätte spielen können, so ein armer Teufel, der Bach und Beethoven in sich trägt, und auf der Gasse spielen muß ‚Mein Papagei frißt keine harten Eier' — den solltest du sehen, Othmar, wenn er da plötzlich ernst genommen wird. Wenn man ihn einlädt wie einen richtigen Künstler, ihm ein herzhaftes Essen vorsetzt, mit ihm fachmännisch plaudert, wenn er dann zu meinem herrlichen Flügel seine abgeschabte Geige singen lassen darf." Er goß sich ein Glas Absinth ein. „Nenn mich meschugge — 's ist eine meiner Passionen. Und ich sage dir, es sind nicht einmal wenige, die ich da irgendwo im Dreck geigen oder hornen höre und aus denen ich den göttlichen Funken erspüre. Nicht wenige — es ist unglaublich, was im Kampfe ums Dasein alles zertrampelt wird, das seine künstlerische Daseinsberechtigung gehabt hätte." Seine Hand zitterte stark, als er das grünschillernde Getränk hinabstürzte und sich sofort ein zweites eingoß.

„Laß den verfluchten Absinth — das hast du in Paris gelernt", mahnte Wehrberg. „Um dich wär's schade, du —" er wollte ihm etwas Liebes, Herzwarmes sagen, schwieg aber. Nur seine Augen liebkosten den zerspalteten, widerspruchsvollen Freund.

Der aber beugte sich vor, seine Sprache war ein erregtes Zischen. „Um mich schade? Sieh, gerade das

frage ich mich, wenn so ein armer, alter Musikant bei mir war. Warum hat's den hinabgedrückt und mich gehoben? Warum? Ich bin um nichts besser, eher das Gegenteil. Schade um mich? — um alle die, welche der verfluchte Steinhaufen Großstadt zu Gehirnmenschen gemacht hat?" Er stand auf und reckte die Arme. „Ah, eines möchte ich noch erleben, ein Einziges — den Zukunftskrieg. Die Vergasung der Millionenstädte."

„Hör auf! Du, der Menschenfreund —"

„Ja, eben um der Menschheit willen. Jetzt verstehe ich den Sinn des alttestamentarischen Wortes: Steine sollt Ihr essen statt Brot. Das ist die Rache des grausamen Jahve für einen Apfeldiebstahl: die Großstadt. Jahrtausende hat es gebraucht, denn — ‚Gottes Mühlen mahlen langsam' — aber nun ist sie da: jetzt haben wir die Zivilisation und die Millionenstädte. Seit ich bei Ricki war —"

„Du warst bei Ricki?"

„— da oben, wo alles groß und rein, unverbildet und stark ist, seitdem grüble ich über diese Dinge nach. Aber Othmar, ich bin auf eines gekommen und das freut mich, tröstet mich. Nun sind wir so weit, erlebens vielleicht noch: der eiserne Besen, der auskehrt, die Hornissenschwärme von Fliegern und die Gasbomben. Wenn dann London, Wien, Berlin, Rom nur mehr Gräberfelder sind —"

„Dann sind auch wir hin, du und ich."

„Aber der Bauer lebt, das ist die Hauptsache. Um uns ist kein Schade!"

„So was ist Hüter der Tabulatur und noch dazu an einem linksgerichteten, antimilitaristischen Blatt."

„Ich sehe darin keinen Widerspruch. Die Großstadt züchtet die intellektuellen Oberbonzen, und die Industrie erzeugt die Kanonen. Wenn einmal die madenwimmelnden Steinsärge ausgerottet sind, wird man sich hüten, sich noch einmal zu Klumpen zusammen zu ballen. Man wird wieder Erde suchen und zum Volk werden. Wir alle sind ja nicht mehr Volk, sondern Retortengeschöpfe mit Gehirnwucherungen. — Und, siehst du, dein Ricki, der hat mich auf diese Gedanken gebracht. Der hat die Kraft, sich loszureißen, ist Künstler und dennoch Kind der Erde. Ich bin ganz klein und häßlich neben dem jungen Kraftkerl gewesen —"

Wehrberg packte ihn am Arm. „Nun sag aber auch: wo trafst du ihn? Was macht er?"

„Was er macht? Arbeiten, wie's ihn treibt, aber abends zieht er keinen Frack an, sondern spielt mit Jägern und Holzfällern Karten und busselt eine dralle Moidl ab. Hat in beiden Dingen anscheinend Übung."

„So ein Lausbub!"

„Ein Prachtbursch!"

Der treffliche Leontin räusperte sich, wie das alle Diener tun, die sich bemerkbar machen wollen. Seine Diskretion war unendlich, er horchte nicht einmal am

Schlüsselloch, weil er auch ohne Schlüsselloch genug von seinem Herrn wußte.

Hirsch zog die Uhr. „In einigen Minuten wird der Neger kommen. — Alles bereit, Leontin?"

„Jawohl, gnädiger Herr!"

„Na gut! Und wenn der Herr kommt, dann passen Sie auf, daß er Sie nicht anknabbert, der war nämlich früher ein Menschenfresser." —

„Man muß", sagte er dann zu Wehrberg, „auch was für seine Hausgenossen tun. Daß zu mir ein Menschenfresser kommt, macht den Leuten Sensation und sie haben wieder etwas über den verrückten Hirsch vom ersten Stock zu tratschen."

Doktor Hirsch irrte allerdings sehr. Hansi Magerl wäre nicht die große Musikenthusiastin gewesen, wenn sie vom Dasein des Jazzkönigs nichts gewußt hätte. Leontin hatte ihr den Besuch pflichtgemäß gemeldet, und nun lauerte Hansi schon seit einer halben Stunde mit gezücktem Autographenbuch in der Portierloge.

„Es geht um Richard", sagte Hirsch knapp, um die kurze Zeitspanne noch zu nützen. „Der Bub steigt, nein, mit euch seriösen Meistern verglichen fliegt er helikopterbeschwingt zur Höhe. Tempo der Gegenwart auch auf dem Wege des Schaffenden! Wer heute nicht auf den ersten Anhieb die Alltagsschwere überwindet, kommt nie empor. Ricki also fliegt. Einige seiner Tänze haben Erfolg gehabt — man fortrottelt heute emsig darnach. Das wäre an sich nicht so groß-

artig. Aber da hat er vor einigen Monaten, als der Neger seinen ersten Europatrip machte, dem Manne ein Stück angehängt. Hier vorgespielt — ich versteh's nicht, bin schon zu alt und blöde dazu.

Wer bei Mahler und Strauß aufgewachsen ist, hat andere Ohren. Item, dem big black-man gefiel's. Machte drüben im Dollarland eine neue Chose daraus. Ich weiß noch nicht genau, wie er's meint, das muß er uns eben erzählen. Und deshalb habe ich dich eingeladen."

„Was soll ich dabei tun? Ein alter Meister! Makua-Taka wird zu meinen Sachen wenig Verhältnis haben."

„Er hat überhaupt keines. Er kennt dich gar nicht. Du mußt dich ganz umstellen, mein Lieber. Runter vom hohen Roß! Das ist eine neue Welt ohne Tradition, ohne amtlich geprüfte Kontrapunktik und Harmonie. Was weiß die von Bach und Pergolese!"

„Noch einmal: was soll ich dabei?"

„Für Ricki die Augen offen halten. Glaubst du, der Schwarze tut etwas aus Idealismus? Ein Geschäft möchte er machen. Wir beide müssen sehen, daß der Bub nicht zu Schaden kommt. Und da mir die Verantwortung allein zu groß ist, habe ich eben dich als Vater beigezogen."

„Da hätten wir eigentlich Doktor Neugebauer als meinen Rechtsbeistand einladen müssen."

„Wir wollen ja heute nicht Vertrag schließen. Ab-

gesehen davon pfeift der Amerikaner auf die Karikatur der Justitia, die unser Staat aufpäppelt. 1904 haben sie auch auf unsere Schutzparagraphen gepfiffen, als Conried den ‚Parsifal' aufführte. Und grinsten schwer, als wir unser Getöse von wegen dem Gralsraub erhoben. Nein, Othmar, wir wollen zuerst, so gut es mit unserem eingerosteten Europaverstand geht, ergründen, was die Dollartüchtigkeit des Niggers aus Rickis Talent herausquetschen will. Und dann werden wir die Sache irgendeinem pfiffigen hundertprozentigen Neuyorker Juden und Rechtsanwalt übergeben, der den Dollarstrom des Jazzes in Rickis Tasche lenken soll. — Und nun Fassung, alter Meister, die neue Welt naht mit Brausen."

Eine Voraussage Hirschs erfüllte sich nicht:

Diesmal wußte Makua-Taka, wer Othmar Wehrberg war. Er sagte es ganz unverhohlen: das Talent des Sohnes sei so groß, daß ihm der Gedanke gekommen war, unter den Werken des Vaters Nachschau zu halten, ob darin nicht irgend etwas für die neue Musik Verwendbares wäre.

Wehrberg verstand nicht. „Ich habe nie für Jazz geschrieben, schon rein instrumental nicht. Wie können Sie da von Verwendbarkeit sprechen?"

„Oh, no matter of it. Richard Wagner hat nie gehört das Wort Jazz, aber very gut Sachen for my music in seine Opera."

„Bei — Wagner?" Wehrberg stockte fast der Atem.

„Oh yes! Der Song an den Abendstern — habe ich lassen bearbeiten von eine tüchtige junge Mann, gut gezahlt dafür, prächtiger Shimmy geworden. Und dann aus ‚Tristan' — ich weiß nicht mehr, wie die Sache heißt, aber geht so: —" er pfiff sehr laut und grell.

Wehrberg fuhr auf, hielt die Hände an die Ohren.

„Um Gottes willen, Herr, das ist ja die alte Weise aus dem dritten Akt. Da liegt alles Menschenleid, alles Nichtsein-Wollen, aller Tod darin. Und das —?"

Makua-Taka sah ihn aus glänzenden, großen Knopfaugen freundlich lächelnd an.

„Das ist ein guter, ein sehr guter Onestepp geworden. Gut ist in music, was Dollars macht. Der begabte junge Mann, der das gemacht, hat schwer verdient —"

„Der begabte junge Mann, wie Sie zu sagen belieben, hieß Wagner. Bitte, Wagner! Das ist so etwas wie Goethe oder Bach, falls Sie von diesen Herrschaften schon etwas gehört haben."

Der Neger flaggte mit seinen breiten Schaufelhänden in der Luft.

„No, no, Sie verstehen miß — ich meine nicht der Wagner, ich meine Mister Charles Hammersmith, der den Onestep geschreibt."

„Ach so!" sank Wehrberg wieder in seinen Stuhl zurück. „Aber hören Sie, es wäre besser, unter diesen Umständen nicht mehr von der Verjazzung meiner Musik zu sprechen. Mit Ihrem Mister Hammersmith

kann ich doch nicht konkurrieren. Und dann — na ja, lassen wir's. Sagen Sie mir lieber, was Sie mit meinem Sohne planen."

Makua-Taka stopfte ein belegtes Brötchen zwischen sein riesiges Gebiß. „Ihr Sohn — mein Kompliment! — kann viel, wird viel verdienen."

„Wie Mister Hammersmith?"

„No, no, no! It's an other thing! Mister Hammersmith ist dazu da, zu machen aus unpraktische alte Meister moderne Musik. Macht sehr gut, sehr geschickt. Aber Tänze, eben Tänze. You understand?"

„Gewiß! Mein Sohn klext auch solches Zeug."

„It's true! So Arbeiten aus der —" er schüttelte das Handgelenk. „Tüchtig — aber wie viele andere! Sein Blues — wie, Mister Hirsch, ist das deutsche Text — weiß ich nicht mehr?"

Hirsch grinste; die Szene machte ihm heute, da er auf Makua-Taka vorbereitet war, ebensoviel Spaß, wie er sich vor Monaten vom hohen Kothurn herab geärgert hatte. Er ging zum Klavier und polterte ein Stück los, wozu er mit krächzender Stimme sang:

„Die Mädchen sind auf Java,
Wie Lava, wie Lava.
So heiß, so toll,
So liebevoll,
Sie küssen, beißen, kratzen
Mit ihren braunen Tatzen

So toll!
Auf dem Palmenatoll,
Auf Java,
Wie Lava!"

Makua-Taka wurde mächtig hingerissen; er scharrte rhythmisch mit den Schuhsohlen, wackelte mit dem Kopf und klapperte im Takt mit dem Teelöffel an die Stuhllehne. Dazu verdrehte er die Augen und stieß gurgelnd Worte des Textes zusammenhanglos hervor.

Es war eine Privatvorstellung ersten Ranges; hätte sie in Fords oder Vanderbilts Haus stattgefunden, so hätte Makua-Taka dafür einen fetten Scheck in seine Brieftasche geklemmt. Hier machte er's gratis.

Wehrberg wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Überwältigend!" sagte er endlich. „Der Genius meines Sohnes steigt vor mir auf wie einer Ihrer Wolkenkratzer. Ich kann mich zwar aus der Geographiestunde her entsinnen, daß Java alles andere ist als ein Atoll, aber das ist wohl so wie in dem Tiroler Marterlspruch: eigentlich hieß er Leim, doch das paßt nicht wegen dem Reim. — Solche Dinge also wollen Sie mit Ricki zusammen lancieren? Na, meinen Segen habt ihr! Mir ist's jetzt schon gleich."

„No, no!" wirbelte der Neger wieder mit den Händen. „It's another thing! J am very sorry, that You don't speak English —"

Hirsch unterbrach. „Verzeihen Sie, Meister —"

Wehrberg zuckte zusammen, als er diesen erlauchten Titel in Verbindung mit dem Neger hörte — „ich werde meinem Freunde wahrscheinlich leichter verständlich machen, um was es sich handelt. So weit ich in der Materie bewandert bin! Sonst bitte ich, mich zu korrigieren. Also paß auf! Ricki schöpft aus dem Jazz die Symphonie oder umgekehrt — wie du willst. Gestatte einen klapprigen greisen Ausdruck: neuen Wein in alte Schläuche. Die Form ist im großen ganzen geblieben, der Geist ist neu. Ricki hat's aus einem Instinkt, vielleicht auch aus jugendlicher Sehnsucht nach der Wildnis geschrieben. Ohne sich über die heute bei allem und jedem notwendige Regie auch nur irgend etwas zu denken. Da hat ihm der liebe Zufall oder sein Kismet unseren dunklen Freund Makua-Taka in den Weg geführt. Der hat die feine Nase, erkannte die Möglichkeiten. Denn mit der Partitur allein ist's nicht getan, der große Manager muß her. Mister Makua-Taka hat nun aus dem ‚Weinen des Urwalds' von Ricki eine ganz neue Sache gemacht. Das Orchester — will sagen, die Band — spielt; da ist ein großer Saal, ein Konzertsaal, aber die Leute tanzen —"

„Anders, Mister Hirsch! Konzertsaal ist da, Leute können sitzen wie bei Symphonie von Beethoven oder Mister Wehrberg; die wollen, können tanzen — you understand?"

„Kein Wort! In einem Konzertsaal kann man doch nicht tanzen!"

„Es ist so, Othmar: die ganze Sache beruht auf dem tänzerischen Fluidum, das selbst in Werken großer Meister enthalten ist. Uns allen, wie ernsthaft und weise wir auch sein mögen, zuckt es zweifellos in den Füßen, wenn etwa in Bruckners Neunter im Scherzo das Ländlerthema der ersten Oboe erschallt. Und Siegfried Wagner schreibt in seinen Erinnerungen, daß einmal, als Liszt im Musiksaal Wahnfrieds ein Beethoven-Scherzo spielte, Richard Wagner nebenan im Kinderzimmer allerliebst und zierlich dazu tanzte. Musik ist in ihrer Urform ja eigentlich entweder Tanz oder Rhythmus der Arbeit — siehe die Wolgaschlepper! Auf dieser alten Erfahrung beruht die neue Kunst. Herr Makua-Taka will nichts anderes als diese primitiven tänzerischen Regungen wieder befreien. Wenn in unserer Philharmonie jemand bei Bruckners Fünfter zu tanzen beginnen würde, flöge er sehr effektvoll aus dem Saal. In Amerika nun hat der edle Gönner unseres Ricki dessen Jazzsymphonie in einem Konzertsaal aufgeführt, dessen Mitte frei war. Dadurch wurden die choreographischen Instinkte ihrer feierlichen Fesseln ledig. Die Band spielt, die Leute hören zu. Wem es aber von den Zuhörern aufreißt, wem der Funke des Rhythmus die Glieder durchrüttelt, der ist frei und kann dem Befehl folgen. Das geschieht gleichsam automatisch, aus dem uralten Drange heraus, nach dem Takt die Glieder zu bewegen."

„Also Bar im Konzertsaal! De gustibus non est disputandum!“

„Nein, nicht Bar! Kein Mixer, kein Getränk, kein Schwätzen und Lachen. Wirklich Konzert, nur dadurch zur Vollendung erhoben, daß die Zuhörer die Musik so genießen können, wie es ihrer Veranlagung entspricht. Die einen bleiben sitzen, lauschen, die anderen reißt es auf. Es ist, als wenn die Leute durch den Tanz das Tonwerk vertieften und seine starken Auswirkungen zur vollen Geltung bringen würden. So habe ich's verstanden — hatte ich recht, Meister Makua-Taka?“

Der Neger pendelte begeistert mit dem Kopfe auf und ab.

„Du bist ja ein begeisterter Fürsprech dieser Neukunst geworden“, lachte Wehrberg. „Von der Seite her habe ich dich gar nicht kennengelernt. Du, der, um dein ständiges Wort zu brauchen, bei Mahler und Strauß aufgewachsen bist.“

„Irgendwer mußte sich doch“, erwiderte Hirsch leise, „um den Buben kümmern. Man durfte an all dem, das ihn so mächtig gepackt hat, nicht einfach mit der grandiosen klassischen Geste vorbeigehen. Nicki war ja so allein! Da hab ich alter Esel mich hingesetzt, habe versucht, meine Traditionen beiseite zu schieben und, um mit der beschildeten Maid zu sprechen, zu lieben, was du geliebt. Leicht ist's mir nicht gefallen, das kannst du mir glauben. Vor allem, weil

ich das Werk im Orchesterklang nicht hörte. Aber nun ist Mister Makua-Taka mit seiner Band in Europa und —“

„Oh!“ fuhr der Neger begeistert dazwischen. „Wir werden mieten die große Saal in Paris, London, Vienna, Berlin, werden spielen das ‚Weinen des Urwaldes‘. Groß mächtig Geld verdient dabei in United States. Mister Wehrberg junior hat schon braves Konto bei Morgans Bank. Hat nix gewußt davon — lustig das! Wie ich ihn haben besuchen, er vergnügt gewest und geschrien so — juchu dullihu — oder so.“

„Sie haben meinen Sohn besucht?“

„Oh yes! Komme von ihm. Vorgestern! In ganz kleiner Stadt von die Eingeborenen vom Lande Kärnten. Heißt Kletschenfört!“

„Was?“

„Klagenfurt meint er“, warf Hirsch dazwischen.

„Yes! Habe gesagt: Makua-Taka ehrlich, weil guter Busineßman, will noch mehr Geschäfte machen mit Mister Wehrberg. Will jetzt neue Jazzsymphonie bringen in old Europa. Da Mister Wehrberg gesagt: no, weiß nicht, wie Papa das aufnimmt.

Will seinen Namen nicht schlecht machen; nur wenn Papa erlaubt. Hat gesagt!“

„So, so! das hat der Nicki gesagt?“

„Deutsche Gefühlsduselei! Sagt man so, is'nt?“ Er strahlte über seine Beherrschung des schweren Wortes.

Wehrberg fand diesen Makua-Taka überhaupt nicht

so abscheulich wie die von ihm ausgeübte Kunst. Der Neger hatte Frische und Kindlichkeit, eine ungezwungene Art, zu plaudern und die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Unwillkürlich verglich Wehrberg den Mann, der durch sein stattliches Bankkonto und seine Berühmtheit zweifellos ein „Prominenter" war, mit den blasierten Kehlkopfakrobaten und Komödianten von großem Namen. Mit der rabiaten Primadonna, die zwischen Metropolitan Opera House und Europa hin und her pendelte, Reklameskandälchen arrangierte und in einem großen Operntheater Deutschlands, wo sie stets einige Monate auftrat, Mitwirkung verweigerte, da man ihr kein eigenes Klosett bauen lassen wollte. Mit dem läppischen Tenor, der als Maskotten stets einen halben Tierpark mitschleppte und sein Singen einzustellen drohte, als ein übereifriger Inspizient dem Glücksschwein den Aufenthalt hinter den Kulissen des „Parsifal" verbieten wollte.

An alle diese Überzüchtung des Luxus dachte Wehrberg, an die Verschwendungssucht der „Prominenten", die in denselben Großstädten sangen, hinter deren Schrebergärtenplanken Arbeitslose verhungerten, in deren Kanallöchern Obdachlose erstickten. Wehrberg hatte seine Zustimmung gegeben, und Makua-Taka war nun fidel. Er pfiff vor sich hin „Auf Java —" und balancierte dazu seine silberne Zigarettenschachtel wirbelnd auf dem Zeigefinger. Und trank — trank — „Europa so herrlich feucht, Amerika — brrrr!"

„Aber Geld verdienen Sie im Trockenen mehr", lenkte Wehrberg, nachdem sie noch die Hauptpunkte des Vertrages festgelegt hatten, das Gespräch ins Persönliche. Der Mann fesselte ihn, er wollte tiefer in sein Wesen dringen, als er aus Zeitungsartikeln gelernt hatte.

„Geld, oh yes! Liegt noch immer herum auf Straße, wie zu Zeit, da old Rockefeller Stiefel putzte. Man muß nur finden. Ich habe gefunden, very good for poor black-man."

Wehrberg wagte sich, durch das kindlich frohe Lachen des Schwarzen ermutigend, noch weiter in den Privatbesitz hinein. „Die großen Milliardäre Amerikas häufen ihr Konto aus einem fanatischen Trieb nach der mehrenden Null. Der Neger ist eher als leichtherzig und verschwenderisch bekannt —"

Makua-Taka erriet den Sinn der gewundenen Einleitung. „Haben recht, old boy! Ich nix Konto haben, wenn nicht so rasend verdienen. Ich schmeißen da — schmeißen dort. Sehr beeilen, auszugeben, aber Geld kommt. Ist wie Ölquelle. Wenn einmal angebohrt, spritzt gleich meterhoch."

„In diese Gefahr kommt ein deutscher Komponist nicht."

„Weiß! Sehr romantisch! Stirbt in Dachstübchen und kann seine neunte Symphonie nix fertig machen; ist aber auch Achteinhalbe sehr gut. — Ich nix Dachstübchen, oh no! Nix romantisch. Ich very fine Palace, Auto und Flugzeug."

„Nun, Ihre Band spielt auch nicht umsonst", fauchte der Doktor.

Der Neger ließ die Zigarettendose jetzt auf der Schuhspitze tanzen. „Wenn ein Feind mit große Kanonen schießt, kann der andere auch nix Pfeile schießen, sondern muß Kanone nehmen."

„Also Geld als Kampfmittel gegen die weiße Rasse?"

„Weiß doch jeder in Amerika. In Europa nix wissen?" fragte er harmlos. „Oh, warten nur! Wenn einmal Nigger herüberfahrt, aus Afrika, nit heut, nit in ein Jahr, aber einmal, dann Europa auch wissen. Niggergeld kommt zusammen, überall, von klein und groß — für später. Gibt auch Makua-Taka."

„Kampffonds für die Auseinandersetzung der Rassen. Interessant, wie sich die Rieseneinnahmen des Jazzkönigs verteilen."

„No, geht auch Geld an good old Mammy! In Oregon. Hat Gemüseladen und Hühnerzucht, old Mammy!"

„Ihre Mutter?"

Der Neger nickte und in seine rollenden, glühenden Augen trat eine samtene, schöne Weichheit.

„Aber", nahm nun wieder Wehrberg das Wort, „verzeihen Sie diese persönliche Frage, doch wir sind ja unwillkürlich ins Persönliche gekommen: Ihre Einnahmen müßten Ihrer Mutter doch ein sorgloses Leben in Ihrem Hause sichern?"

„Sorglos — oh yes! Geht Gemüse- und Hühnerhandel gut, hat alte Frau Freude daran, will nix anderes. War zuerst in große Hotel Tellerabwaschen. Dann ich gekauft Laden in Oregon — genug für sie."

Dieses „genug für sie" klang aber gar nicht herzlos. Er fuhr fort: „Soll old Mammy für Leute zum Lachen sein, weil mit Brillanten behängt und Pariser Mode? Soll Makua-Taka jeden Tag anderem Diener Zähne ausboxen, weil er old Mammy impertinent behandelt? Nonsens! Ich bin —" er sann ein wenig nach — „wie ich früher gesagt hab', große Kanone, weil sein muß, weil Feind auch große Kanone hat. Aber wenn Nigger auch will der unbändige Luxus, Nigger geht kaput wie Weißer kaput geht. Hab' auch zwei Brüder — eine ist Lehrer an Negerschule in Oregon, wo old Mammy ist, andere hat kleine Farm in Cincinnati. Fehlt ihnen nix — tät fehlen anything, würde Makua-Taka senden Dollars. Is aber nix notwendig. Nigger braucht wenig zum Leben und muß wenig brauchen. So bleibt stark. Weißer braucht viel, wird Körper weich, wo du hindruckst, wie Gummischwamm — so!" Er drückte Hirsch den Zeigefinger in die Seite, so daß der Kritiker gekitzelt aufkreischte.

Dann hob er ungeniert die Weste und das weiße Seidenhemd auf, so daß der athletische Brustkorb sichtbar wurde. „Jetzt Sie boxen daher, Mister Hirsch. Ganz feste. Neger nix schreien!"

Aber Paul Hirsch boxte nicht. —

„Wir haben eine Lehre erhalten, lieber Paul!" sagte Wehrberg, als der fröhliche Jazzmagnat endlich gegangen war.

„Was kümmert's mich! Das alles kommt in hundert, zweihundert Jahren. Und ich verrecke an Koks, Nikotin und Liebe schon in diesem Dezennium."

„Die Moral von der Geschicht: wir denken an uns, der Neger an die Zukunft. Daran werden wir zugrunde gehen wie das übersättigte Rom."

„Weiß heute jedes Kind! Soll ich jetzt plötzlich auf Steinfließen schlafen und Kartoffel statt Kaviar essen, um den europäischen Plunder zu retten? Fällt mir nicht ein. Wir können heute nichts anderes mehr tun, als aus Europa ein möglichst würdevolles Museum zu machen. 1813 nach dem Wiener Kongreß — oder noch früher, 1648 nach Osnabrück hätten wir gescheiter sein sollen, heute ist's zu spät."

* *
*

Er fuhr nun doch zweiter Klasse. Das hatte Hildegard erzwungen. Aber den Bummelzug hatte er sich nicht nehmen lassen, jenen gesegneten Zug, der einmal den Studenten in langer Nachtfahrt heimwärts gerollt hatte.

„Daß du mich beim Morgengrauen weckst!" hatte er zu Hilde gesagt. „Dann gehen wir in die dritte Klasse hinüber. Ich möchte die ersten Bauern, die zum

Markt fahren, einsteigen sehen, möchte hören, wie sich die Kärntner Mundart langsam durchringt."

„Ist schon recht. Nun schlafe aber."

Sie hatte dem Schaffner ein tüchtiges Trinkgeld gegeben, so tüchtig, daß der Mann gewiß eher aus Korridor und Plattform ein Massenlager bereitet hätte, als die Leute in dem verschlossenen Abteil zu stören.

Hildegard hatte aus Plaids, Luftkissen und Mantel ein Lager für Othmar Wehrberg zurecht gemacht. Nun drehte sie die Deckenlampe ab und setzte sich in die Ecke der anderen Bankseite.

„Willst du nicht auch liegen, Hildchen?"

„Nein, Meister. Ich kann so oder so im fahrenden Zug nicht schlafen." Sie wollte dazusetzen: in einem Bummelzug, der überall hält; aber sie fürchtete, er würde daraus einen Vorwurf empfinden.

„Mir ist auch gar nicht ums Schlafen", plauderte er aus der Dunkelheit herüber. „So schön bin ich meiner Lebtage nicht gereist, nicht im Schlafwagen des Expreßzuges. Jetzt habe ich ein Töchterlein, das mich betreut und sogar tyrannisiert, schlafen zu müssen."

„Findest du nicht, daß ich zum ‚Töchterlein' eigentlich schon etwas zu alt bin?"

„Die Jahre machen's doch nicht, sondern die Empfindung. Von dir geht so etwas Mütterliches aus —"

„Nun gar mütterlich!"

„Ja, das habt ihr Schweizerinnen. Ich habe das

oft beobachten können. Ihr seid ernster und tiefer als alle anderen germanischen Frauen."

„Sag spießbürgerlicher! Schwerfälliger!"

„Mit der Schmetterlingsflüchtigkeit der Süddeutschen oder gar der Wienerin verglichen, gewiß! Ich aber meine es im besten Sinn. Ich liebe so etwas. Die Schweizerin hat's und die Norddeutsche. Auch das Weib aus den Alpenländern. Meine Agnes war so. Darum konnte ich mich auch an kein anderes Weib gewöhnen, nicht einmal an den Gedanken daran. Es wäre ja vielleicht gut gewesen, wenn ich noch einmal geheiratet hätte —" plötzlich richtete er sich wieder auf — „weißt du, für Ricki wäre es gut gewesen. Wenn ich eine Frau gefunden hätte, die so echt und reich mütterlich gewesen wäre, dem verwaisten Kinde etwas von dem zu geben, was ihm der Tod geraubt hat. Aber ich war zu egoistisch. Ich konnte es einfach nicht. Und heute ist's zu spät, Ricki braucht's auch nicht mehr. Er —" rasch hielt er inne, denn sagen hatte er wollen: „er busselt schon Moidls und Nanndels auf Alphütten ab."

In ihm war der Gedanke festgenietet, daß Hilde Richard liebe, und er hütete sich, diese Liebe dadurch zu trüben, daß er des Buben verliebte Kurzweil im Berggasthaus verriet, von der ihm Hirsch erzählt hatte.

Hildegard antwortete nicht. Sie hatte den Kopf an das Kissen gelehnt und es schien, als sei sie nun doch

eingeschlafen. Sie sah jetzt müde und eingefallen aus, zum ersten Male bemerkte Wehrberg, daß sie doch eigentlich nicht das junge Ding war, als das er sie zu nehmen pflegte. Der Sport hatte seine Kerben in das an sich strenge und herbe Gesicht geschnitten; was aber seine verjüngende Wunder macht, was Sonne und Licht von grünem Rasen, Wasser und Bergen an Glanz und Gesundheit gegeben hatten, das verwischte nun die trübe, milchige Beleuchtung des Eisenbahnwagens.

Hildegard war wirklich eingeschlafen; der aber, dem sie das Lager bereitet hatte, schlief nicht. Er trat in den Gang und sah in die Nacht hinaus, deren dunkle Masse der Lichterpfeil des Zuges durchschnitt.

Er sah sich selbst wieder, wie er einmal heimgefahren war, und versuchte, sich in die Stimmung jener Nachtreisen zurück zu versetzen. Er erkannte, daß diese Bummelzugfahrt nach alter Weise eine große Lüge und Selbsttäuschung war. Damals hatten ihn Elternhaus und lebende, liebende Menschen erwartet — heute fuhr er zu einem Grab.

Der Morgen spann sich über den Osthimmel, und die Grenze kam. Er versuchte ein Letztes: ging in die dritte Klasse hinüber, sah, was er damals gesehen hatte. Schläfer auf Bänken liegend, in Ecken gedrückt, nach dem Schnellen der Stahlfederung gleichmäßig mit dem Kopfe nickend. Ein übler, stickiger Geruch, eine Wolke von Schweiß und Körperdunst

hing in dem Abteil. Dem Studenten von einstmal war das nicht aufgefallen; heute hielt es der Mann nur wenige Minuten in dem Raum aus und kehrte dann in sein Abteil zurück.

Als ihm wider Willen die Türe rasselnd aus der Hand fiel, erwachte Hilde. Sie war so schlaftrunken, daß sie nicht merkte, wieviel Zeit verflossen war. Verwirrt richtete sie sich auf und fragte: „Ja — und was wolltest du von Ricki noch sagen?"

Da lachte er und zeigte in den Morgen hinaus.

„So lange geschlafen!" staunte sie.

„Jugend und Sport, mein Mädel! Ich konnte kein Auge schließen. Bin im Zug herumgewandert und habe Vergangenheit gesucht. Das ganze Abenteuer war dumm. Man soll keine Gräber aufscharren."

„Wo sind wir eigentlich?"

„In einigen Minuten kommt die Grenze. Früher war mir das ein großes Erlebnis — sieh, jetzt! der Bach hier — die Brücke — drüben sind wir. Aber es ist doch das Gleiche, Bäume, Häuser, Wald. Es gibt keine Grenzen, alles geht ineinander über, alles ist verschwistert."

Er begann in seiner lebhaften Art, von dem Gedanken gepackt, über die gewaltigen Übergänge in der lebenden Welt zu sprechen, über die Brücken im Tierreich, vom Reptil zum Vogel, zum Säugetier, zum Menschen.

Sie hörte halb und unaufmerksam zu. Der graue,

fahle Morgen und die durchrüttelte Nacht lagen wie zähe, frostige Schleier um sie. Wie oft war sie nach freiem Lager in Auen bei Faltbootfahrten oder auf Bergen erwacht, wenige Stunden Schlaf hinter sich, froh und arbeitsbereit! Wie oft auch hatte sie Nächte in der Bahn durchfahren! Diese Schwere der Glieder und Dumpfheit des Hirnes hatte sie noch nie erlebt.

Er merkte es. „Katzenjammer, Hildchen?"

Unbewußt hatte er das Richtige getroffen. „Ja, Meister! Katzenjammer! Unnatürlicher Rauschzustand und jetzt Erwachen."

„Nanu, hast du etwa eine Pulle Guten im Koffer gehabt?" Sie versuchte zu scherzen. „Weiß man's? Aber mir ist so zumute, wie — wie — weißt du, der allerletzte Schluß in der ‚Salome'. Wenn der Morgen kommt, die ganze orgiastische Stimmung versickert wie Pfützen vergossenen Weines. Da ist in der Musik ein so unheimlich eintöniges Klirren, ich glaub', es sind Geigen —"

„Au, au, Hildchen! der lange Klarinettentriller!"

„Ja, und ein spitzer kalter Ruf —"

„Die Oboe!"

„— und dann so schwere, geballte Akkorde der Tiefe, schmerzhaft — wie Kopfweh!"

„Wie Kopfweh!" lachte er. „Das ist köstlich, das muß ich nächstes Mal Strauß erzählen. Der wird seinen Spaß haben. Kopfwehakkorde!"

Sie freute sich, ihn abgelenkt zu haben, denn nun

sprach er über diese Szene, über ihre unerhörte Stimmungskraft, verspottete weise Kommentatoren, welche behaupteten, daß der Schluß der „Salome" schon Gesagtes wiederhole, und in ihrer Schulmeisterweisheit nicht merkten, daß hier ganz andere Scheinwerfer eingestellt seien.

Er schloß: „— der allerdings übermenschliche Katzenjammer dieser Szene ist so suggestiv, daß ich bei ihrem Anhören stets den Wunsch nach einer Tasse starken, schwarzen Kaffees habe."

„Das ist ohne alle Weisheit und Musik auch mein Wunsch." Sie sah auf die Uhr. „Ich denke, Meister, der Wunsch wird bald in Erfüllung gehen. Jetzt kommt eine große Station, wo der Zug dreißig Minuten hält."

„Stimmt! Du hast den Fahrplan genau im Kopf."

„Kein Kunststück! denn in dieser Station wird Ricki einsteigen."

Seit gestern abend hatte sie daran herumgegrübelt, wie sie ihm das beibringen solle. Nun hatte sie das Wort rasch und unvorbereitet herausgeschleudert.

Er nahm es ganz ruhig auf. „So, so! Ricki kommt. Das hast du nett eingefädelt, Mädel."

„Bist du mir böse?"

„Vielleicht wäre ich's gestern abend noch gewesen. Ich habe es nie leiden können, wenn man mit meiner Person experimentiert. Aber in dieser Nacht ist bei mir vieles anders geworden."

„Bei dir auch?"

Er sah sie erstaunt an. „Was hat sich denn bei dir verändert?"

„Ach nichts! Weißt ja — die Kopfwehakkorde."

„Dieser ehemals so geliebte Personenzug", fuhr er fort, „ist mir ein rechter Marterkasten gewesen.

Totes kann man nicht mehr aufwecken, also muß man sich an das Lebendige halten, das man noch hat. Was mich einmal nach diesem Zug erwartet hat, ist nicht mehr. Heimat, Elternhaus, Freunde — alles verschwunden! Aber mein Bub läuft in diesen Bergen herum; der gehört wirklich mir. An ihn habe ich denken müssen und jetzt freue ich mich, daß er kommt. Wie hast du denn das so geschickt gedeichselt, Hildchen?"

„Doktor Hirsch hat natürlich geholfen, der hat die Bindung mit Ricki ja nie verloren. Nun war der Bub doch in Klagenfurt, wo er mit dem närrischen Neger zusammengekommen ist —"

„Mehr Ehrfurcht vor dem Dollar! Ein Mensch, der bei Morgans Bank ein dickes Konto hat, ist nicht närrisch, selbst wenn er mit einem Trottinette über den Broadway fahren sollte. Auch das Verrücktsein muß man sich leisten können."

„Ricki also war in Kletschenfört, wie Mister Makua-Taka so schön sagte. Dann nahm er mit einem Freunde, der in Velden eine Jacht besitzt, an einer Segelregatta teil, und da schrieben wir ihm eben, er

solle jetzt und heute in den Zug steigen, um seinen großen Vater begrüßen und in die alte Heimat begleiten zu können."

Sie beugte sich aus dem Fenster. „Ich glaube, jetzt kommt dieses St. Veith oder wie's heißt! Also sei lieb zu ihm."

Er knurrte halb unwillig. „Wann du wüßtest, wie ich mich auf den Lausbub freu'! Nett übrigens, daß der Jüngling zu seinem altmodischen Vater in den Bummelzug steigt. Für einen Mann mit Jazztantiemen ist das geradezu ein Opfer."

„Ich glaube, du machst dir noch immer falsche Vorstellungen von Ricki. — Übrigens, sieh selbst."

Der Zug hatte mit einer Reihe von rückenmarkdurchbebenden Stößen halt gemacht, und Hilde winkte zum Fenster hinaus. „Ist das der Tanzdielenjüngling?" fragte sie spöttisch.

Richard kletterte in den Wagen, und das ging schwer. Ein ungeheurer praller Rucksack blieb zwischen der Türe stecken, mußte abgenommen und hereingeschoben werden. Auf dem Rucksack klirrten Steigeisen, bauschte sich ein dickes Seil.

„Nobel, nobel!" zauderte der Bursch vor der Türe des Abteils. „Darf man da überhaupt herein?"

Othmar Wehrberg packte ihn an den Schultern und zog ihn zu sich nieder. „Daß du nur da bist!"

So stark schütterte in beiden das Wiedersehen, daß sie sich in ein rasches Wechseln alltäglicher Reden

flüchteten. „Onkel Hirsch schrieb doch, du hättest die Bieridee, dritter Güte zu reisen. Daher legte ich sofort meine Bergkluft an und ließ den Koffer voll Vornehmheit und Strandbadschönheit bei Bundesbruder Wilzek in Velden."

„Macht nichts. Wir haben den Schaffner so gespickt, daß sogar deine Nagelschuhe hereindürfen."

„Wo hast du deine, Papa?"

„Was — meine?"

„Nagelschuhe natürlich. Wir gehen doch zusammen in die Berge."

Er lachte nur zu diesem Plan. „Die da geht mit dir. Was, Hildchen? Du hast doch dein Bergzeug mit?"

Richard stutzte ein wenig über das du, und Hilde fühlte dieses Erstaunen. „Ihr Papa war so gütig —" meinte sie verlegen.

„So sind Sie also aus einer wütenden Rachegöttin eine Art Haustöchterlein geworden. Nett! Und an all dem bin ich schuld, weil ich Notenpapier klaute. Papa, lieber Papa!" sagte er herzlich, „bist du mir noch böse?"

Wehrberg wollte verneinen, mehr als das, er wollte auch den Riß zumauern, den jene Stunde im Konzertsaal gebrochen haben mußte. Aber Hilde stellte sich dazwischen. „Über dumme Dinge soll man nicht mehr sprechen. Schluß und Punktum damit!"

„Du, die ist energisch!"

„Ich sag' dir, Ricki, richtig unter dem Pantoffel hat sie mich. Und dem armen Rotter geht's noch schlechter."

Ein mahnender Blick Hildes traf ihn.

Ricki hatte die letzten Worte überhört, da er beschäftigt war, sein Ungetüm von Rucksack in das Gepäcknetz zu legen.

„Wie geht's mit dem Requiem?" fragte er, als er endlich Platz gefunden hatte.

Wehrberg trank mit Behagen die dünne, aber heiße Brühe, welche unter dem Namen Kaffee gebracht worden war. „Gar nichts geht. Ich arbeite an der Totenklage. Das heißt — da fällt mir etwas ein." Er stellte die Schale ab und sah vor sich hin. „Ich könnte eigentlich beide verbinden. Dem Requiem fehlt nur der Schluß — warum soll ich mit doppeltem Faden nähen? Requiem und Totenklage sind dasselbe, ich müßte beide verbinden, das wäre ein Gedanke. Nur der Übergang — ein Orchesterzwischenspiel!"

Er war plötzlich ganz verloren. Hilde mußte ihm die halb geleerte Tasse aus der Hand nehmen, da der Zugführer schon das Abfahrtsignal gegeben hatte, und ein schmieriger Kellnerfrack auf dem Perron mit grobem Geschrei Geschirr und Bezahlung verlangte.

Der Zug fuhr weiter, Wehrberg saß noch immer, den Kopf in beide Hände gestützt, da. Dann sagte er

plötzlich: „Hildchen, es wird dir zwar viel Mühe machen — im großen Koffer, irgendwo zwischen der Wäsche ist Notenpapier."

„Nicht nötig, bemühen Sie sich nicht!" Richard sprang auf und holte aus seiner Rucksacktasche ein Heft. „Wenn dir damit gedient ist, Papa?"

Wehrberg nickte zerstreut; er sah sich nur die Notenlinien, jene fünf Linien, schwarz und gleichlaufend auf das Papier gepreßt, aus denen das Wunder der Schöpfung eine geheimnisvolle, unsichtbare, tönende Welt entstehen lassen kann. Er sah Notenpapier und sah es doch nicht so, wie es sich auf der Netzhaut spiegelte. Für ihn war mit diesem Blicke schon Schaffen verbunden; noch lag der Bleistift in der Rocktasche, aber vor Othmar Wehrberg quollen aus dem Papier bereits die schwarzen Köpflein und Strichlein, die unscheinbaren Zeichen, in Sekundenschnelle jedes einzelne hingeworfen und vielleicht für späte Generationen noch flutendes, reiches Schönheitsleben. Etwas Heiliges schritt durch das nüchterne Eisenbahnabteil; der Mensch griff wieder einmal zum Himmel empor, vermaß sich, Gott zu gleichen, wurde Schöpfer.

Draußen schwankte die morgenstrahlende Landschaft vorbei, ein See glitt hin, Wälder schoben sich heran, Berge wuchsen über den Tälern auf.

Noch immer schrieb Othmar Wehrberg.

Einmal sah er flüchtig auf — er war allein. Vor

der Türe im Korrido stand Richard mit Hilde und bewachte das schöpferische Alleinsein.

Er dankte ihr für das Zusammentreffen. Und überhaupt: Hirsch hatte ihm geschrieben, was die junge Schweizerin dem Meister in der Zeit des Zwistes gewesen war. Richard zitierte die Stelle des Briefes: „Der Sohn durchgebrannt — flugs ist ein Töchterlein da. Klingt zwar reichlich zuckrig — Töchterlein, bringt die Pantoffel, sieht, daß der Kaffee nicht kalt wird und legt die Wärmflasche ins Bett."

Hilde lachte.

„Der gute Hirsch," meinte Richard, „muß immer mit etwas Sarkasmus pfeffern. Sie haben für Papa gewiß mehr bedeutet als eine seelische Wärmeflasche. Gewiß haben Sie an seinem Schaffen teilgenommen —"

„Denken Sie nicht zu viel in mich hinein. Ich bin entsetzlich unmusikalisch."

„Na, na!"

„Im Vergleich zu euch beiden Wehrbergs gewiß. Aber guten Kaffee machen kann ich."

„Warum setzen Sie sich so herab?"

„Fällt mir gar nicht ein. Mir scheint das Hausmütterliche gerade im Leben eines großen Schaffenden sehr wichtig. Von dem geistigen Weibervolk hat so einer nichts. Er hat selbst genug in sich und braucht den Blaustrumpf nicht. Aber ein Heim braucht er und — na, gerade die Künstler wollen gut essen."

„Entsetzlich! Ich kann Sie sofort mit den Namen Mina Planer — Cosima Liszt und Wagner widerlegen."

„So meine ich's nicht. Über die brave Mina sind die Akten geschlossen. Wenn man nur gut Spätzle kocht und angesichts des gigantischen Werdens, das sich neben einem vollzieht, den Kopf verliert, dann ist's freilich gefehlt. Aber Cosima — das ist das Rechte; diese Frau stand ebenso in der Küche wie sie die Wohnungen einrichtete — in Triebschen, in Neapel, in Venedig, vor allem in Wahnfried, sie war für Wagner einfach alles. Und das soll der abgebrauchte, in seinem wahrsten Kern aber noch immer große und tiefe Ausdruck Hausmutter bedeuten. Schade, daß oft die herrlichsten Worte unserer Sprache so verschliffen und fadenscheinig gemacht werden."

Plötzlich wurde ihr bewußt, in welchem Zusammenhang sie sich mit Wehrberg genannt hatte. Sie flammte auf, wandte den Kopf zur Seite, damit Richard es nicht sehen sollte. Ruhiger fuhr sie fort. „Übrigens hatte Ihr Vater meine töchterliche Existenz gar nicht nötig. Die alte Lois ist ja um ihn. Ich war etliche Male bei ihm, plauderte mit ihm — das war alles. Und jetzt reise ich mit ins Maltatal, weil ich diese Gegend gerne kennenlernen möchte." Sie fühlte, daß auch die erzwungene Sachlichkeit wieder nicht das Rechte war. „Ich liebe doch die Oper, die aus diesem Boden geschaffen wurde. Da interessiert das Original der Landschaft."

„Ich freue mich, daß Sie mitkommen", sagte er herzlich. „Wissen Sie, über das ‚Töchterlein' freue ich mich — das bedeutet schließlich für mich Schwesterlein."

„Schrecklich, diese ‚lein'-Diminutive!"

„Na also, ohne Niedlichmacherei: wir könnten uns auch vertragen, ein wenig voneinander haben und uns natürlich du — sagen."

„Das ist entschieden das Vernünftigste", schlug sie in seine Hand ein. „Denn dir muß man gelegentlich die Moraltrompete blasen."

„O jeh, da hat Hirsch von der Moidl erzählt!"

„Deine Moidln gehen mich nichts an. Aber daß du Papa jetzt eben Dein Skizzenbuch gegeben hast, daß er sein hochheiliges Requiem auf Blätter schreibt, die etliche Seiten vorher deine Blues und Tangos tragen, das ist schlimm. Ich bin sehr erschrocken, als du mit deinem Buche anrücktest."

„Daran hab' ich nicht gedacht", sagte er kleinlaut.

Sie warf einen Blick in das Abteil. „Gegenwärtig ist er noch entrückt. Aber wenn er fertig ist und die Bescherung sieht!"

„Ist er noch immer so schlecht auf meine Musik zu sprechen?"

„Das weiß ich nicht. Ich glaube, die Sache steht jetzt so, daß du ihm imponierst, weil du dich sicher und rasch emporarbeitest. Aber wie sich Symphonie und Jazz jemals vertragen können, das wieder weiß ich nicht."

Abwechselnd guckten sie in das Abteil, wie Kinder, die einen bösen Streich gemacht haben und nun dessen Entladung erwarten. Wehrberg hatte zu schreiben aufgehört; er schien das Geschaffene zu überprüfen, denn er hielt das Notenheft nun gegen das Fenster und man sah, daß sich zeitweise seine Lippen spitzten, um zu pfeifen. Doch das Lärmen des Zuges übertönte dieses Pfeifen.

„Dort kommen die Tauern hervor", zeigte Richard auf schneesilberne Gipfel. „Ich hoffe, du wirst mit mir die eine oder andere Bergfahrt machen, Hilde."

„Lust hätte ich schon, sogar große. Es kommt auf die Stimmung deines Vaters an, ob man ihn allein lassen kann."

„Er ist doch kein Kind!"

„Er kommt nach vielen Jahren in sein Jugendland zurück, hat ein geliebtes Grab in seiner Nähe, erlebt wieder Orte, an denen er einmal glücklich war. Es gibt Menschen, die inmitten solcher Eindrücke ganz allein sein wollen oder unbedingt einen Verstehenden um sich haben müssen. Zu welcher Art dein Vater gehört, das müssen wir erst ergründen."

Der Zug hielt an einer kleinen, stillen Station.

„Jesus Maria!" entfuhr es Richard. Deutlich hatte man aus dem Abteil das Pfeifen einer Tonfolge gehört.

„Was ist denn los?"

„Papa pfeift was von mir!"

Da rief Wehrberg auch schon den Namen des Sohnes.

Sie traten in das Abteil. Der Meister hatte die vorderen Seiten des Buches aufgeschlagen und sah über die Brillen hinweg freundlich auf Richard.

„Du, Bub, ich habe da etwas in dem Büchel geblättert. Das Thema da ist nicht uneben — was soll denn das geben? Ich vermute, einen Adagiosatz."

„Eigentlich nicht, Vater", sagte Richard verlegen. „Aber wenn du meinst —"

„Ach was, du mußt doch nicht nach meinen Rezepten komponieren. Hast's nicht notwendig. Aber jedenfalls — Jazz ist das doch nicht."

Richard sah immer hilfloser drein. „Eigentlich — ich will sagen — Tanz ist das auch. Oder kann es werden."

„Das verstehe ich nicht. Tanz — das ist doch tschindadra bum und hopsala. Immer lustig!"

„Der Tanz vertieft sich heute, wird ernster. Es gibt uralte Negersongs —"

„Kommst schon wieder mit den Negern!"

„— es gibt Choräle, die man auf Orgeln spielt, nach denen man tanzt. So was ist hier gedacht."

„Ich komme halt nicht mehr mit", sagte der Vater kopfschüttelnd. Aber eine müde, ergebende Weichheit war in seiner Stimme.

„Ich habe mir", fuhr Richard eifriger fort, „einen Altar gedacht. Irgendwo, den Altar einer schönen,

freien Naturreligion. Um ihn schreiten ganz langsam, mit feierlich gleichmäßigen Schritten Priester. Auch das ist Tanz."

„Der muß bei dir wohl überall dabei sein!"

„Ja, für mich geht die Musik vom Tanze aus."

Der Meister sah lange nachdenklich auf das Notenblatt. „Ich hätte einen Quartettsatz daraus gemacht. Aber — ich will dich nicht nochmal verlieren, Ricki. Ich will sogar versuchen, dich zu verstehen. Du mußt", schloß er rasch, „mir das Zeug da, wie du dir's denkst, einmal vorspielen."

Noch einmal kam er auf das Gespräch zurück.

Als sie mit dem Postauto das enge, vom Wildbach durchrissene Tal empor fuhren.

Er war lange still am Fenster gesessen; Richard und Hilde glaubten, er weile in vergangenen Zeiten, als er, ein armes Studentlein, hier gewandert war, als noch der Postwagen mit vier Rössern auf schmalem Sträßlein fuhr, der Schwager auf dem Bock vielleicht gutmütig das Bürschlein aufsitzen ließ.

Da wandte sich Wehrberg plötzlich zu Richard.

„Was du vom Tanz sagtest, mag manchmal stimmen. Ich dachte eben an die Älpler und ihre Lieder — einmal als junger Mann habe ich gesehen, daß ihrer Vier ein ernstes, wehmütiges Lied sangen und ein anderer sich dazu langsam im Kreise drehte. Du solltest jetzt etwas in den Holzknechthütten, an den Kohlenmeilern und in den Spinnstuben herumhorchen."

„Das hab ich schon getan. Ich war ja nun lange in den Bergen. Auch in den Tauern! Aber da du es selbst anregst, Vater — ich möchte dich um eine Erlaubnis bitten."

„Du hast jede Freiheit, Ricki. Ein Mann, den der schwarze Makua-Taka aufführt, ist Herr seiner selbst."

„Makua-Taka — das ist's! Er hat mich eingeladen —"

„Nach Amerika etwa?"

„Was soll ich in diesem zivilisationsentseeltem Lande. Nein, nach Afrika. An die Goldküste von Sierra Leone und von da weiter in das Innere, zu den einfachsten, wilden Stämmen. Es wird eine ganz große Reise werden, eine richtige Expedition mit Trägern und Jäger. Alles auf Kosten Makua-Taka. Was sagst du dazu, Vater?"

Wehrberg sah zum Fenster hinaus. Ganz leise sang, ja sang er vor sich: „Wird wohl so sein müssen. Die Berg und die Wälder hab'n das schon öfters gesehen."

Um Gottes willen, dachte Richard, wie der Vater alt aussieht! Auf einmal!

Die Worte kamen ihm in ihrem Zusammenhang in den Sinn: in der „Saligen Frau" sang sie der alte Bauer, dessen einziger Sohn in die Ferne zieht, sang es über verwaiste Bauernerde hin.

„Du fragst ja gar nicht, was ich dort tun soll?"

Er griff nach der Hand des Vaters. „Ich geh nicht, wenn's dir schwer fällt."

„Du wirst schon gehen. Wirst die neue Musik, die unser altes Europa berauscht, am Urquell hören. Wirst aus der Volksseele herausschaffen, wie dieser Strawinsky, den ich nicht vertragen kann, bei dessen Musik mich aber stets ein Schauer überrieselt wie etwa bei einem Hochgewitter."

Er wagte sich etwas vor. „Ich hab ihn gern. Der einzige Europäer, der in einer jungen Erde wurzelt."

Wehrberg sah ihn seltsam traurig an. „Der einzige, Ricki?"

„Verzeih, ich wollte dich nicht kränken. Natürlich — du — das Maltatal hier —" Wehrberg machte eine ablehnende Handbewegung. „Und dann Siegfried Wagner — das deutsche Märchen, Julius Bittner — das Volk der Bauern, der Kleinstadt, Charpentier — das lebendige Paris!"

„Ricki, belügen wir uns nicht. Das alles ist doch keine junge Erde. Seit Jahrhunderten ausgeschöpft wie die Kohlenlager der Kulturländer, Acker, der ausgeschunden ist. Ihr ganz Jungen werdet schon recht haben, wenn ihr zu unerwachten Völkern geht. Nur wir — wir kommen eben nicht mehr mit."

Er blickte aus dem Wagen zu einem tiefen Einschnitt zwischen den Bergen, in dem jetzt Türme eines uralten Städtchens sichtbar wurden. „Denk dir, Ricki, ich habe fast Angst, mit den Menschen meiner Jugend

zusammen zu kommen. Ich weiß nicht recht, wie ich mit ihnen sprechen soll."

„Das bißchen Dialekt —"

„Nein, das nicht. Die innerliche Bindung, die Rede, von Herz zu Herz! Ob ich die noch verstehe? Zwanzig Stadtjahre liegen mir auf dem Buckel."

Und als sie abends aus dem Dorfe schritten. „Ich fühle mich unsicher und beengt wie in einem zu hohen Kragen. Es ist eine Welt von so rauhen Wirklichkeiten, ich bin sie nicht mehr gewöhnt."

„Unser Hauswirt ist doch ein netter Mensch."

„Landschullehrer —"

Richard lachte. „Auf demselben Katheder, darauf du einst saßest!"

„War ich etwa auch so?" grübelte Wehrberg. „Der Mann schreibt eine Chronik des Maltatales, das ist sein Lebensinhalt. Stell dir das vor!"

„Ich finde es riesig nett. Es muß auch Chroniken des Maltatales geben. Und einmal schrieb der Lehrer Othmar Wehrberg Chöre für den Gesangsverein Gmünd und Umgebung!"

„Das war einmal!"

Richard tippte ihn schalkhaft auf die Schulter. „Du Vater! Der Marsch, mit dem dich die Dorfmusik bei unserer Ankunft begrüßte — weißt du, von wem der war?"

„Kümmerte mich nicht darum. Die Klarinette quieckte so schauderhaft —"

„Von dir war er. Ja, fall nicht um! Der alte Flügelhornist hat mir's gesagt. Er war übrigens schwer enttäuscht. Konnte sich noch gut deiner entsinnen, freute sich, mit dir zu plaudern und — erschrick nicht! — Kegel zu spielen. Das sollst du damals famos verstanden haben. Und du sprachst formvollendete Dankworte, als stündest du an der Opernrampe — dann adjes, ab in die Kulisse."

„Was hätte ich denn sagen sollen?"

„Dank schön, Leutln! Fein habt's g'spielt. Jetzt geht's zum ‚Lamm' hinüber, das Bier zahl ich, und wer den größten Rausch kriegt, der darf sich morgen auf meine Kosten ein Katerfrühstück bestellen. Das hab ich gesagt, als du in der Versenkung verschwunden warst."

„Du?!"

„Freilich! Dann sind wir zusammen ins ‚Lamm' gegangen und haben eins geschluckt. Und für morgen hab ich mit dem alten Pfunder, dem Flügelhornisten, eine Bomben-Kegelpartie verabredet."

„Das alles ist komisch, grotesk."

„Nein, sehr ernsthaft! Hier ist kein Bauerntheater mit Buabn und Diandln, hier sind Menschen, deren Freuden und Leiden ebenso ernst genommen werden müssen wie in der Stadt."

„Und das hab ich verlernt!" sagte Wehrberg kurz und wandte sich um. Richard hielt ihm bestürzt am Ärmel fest.

„Wir wollten doch —" er zeigte auf den nahen Friedhof, über dessen Mauern sich die ersten Bäume der Wälder neigten.

„Laß mich, Ricki. Ich will's allein abmachen. Ich bin noch so fremd und fern. Und die Mutter! Sie steht anders in mir als in Form eines Bauerngrabes. Ich fürchte fast, daß ich mich dort ärgern würde, wenn der Mesner, dem ich die Erhaltung des Grabes anvertraut habe, etwa Papierrosen auf den Hügel gelegt haben sollte. Der Mutter, Ricki, hab ich ein Mausoleum aus Tönen errichtet, bau ihr jetzt mit dem Totenlied ein neues, als ob das alte nicht mehr fest genug stünde! — Tatsächlich! Ich fürchte mich vor den Papierrosen des Mesners. Ich fürchte mich vor dieser ganzen sogenannten Heimat! Diese Rückkehr ist Weh, Weh! Am liebsten packte ich die Koffer und führe jetzt nach Gastein oder Sankt Moritz."

Richard ging allein zu dem Grab.

Er brauchte es nicht lange zu suchen: der junge Lehrer, in dessen Wohnung er und der Vater einquartiert waren, machte sich dort zu schaffen. Ein Riesenkerl kniete neben ihm auf dem Boden und fuhr mit seinen ungetümen Fingern wie mit einer Egge durch das Erdreich.

Der Lehrer sah Richard kommen und eilte ihm entgegen. „Der Herr Vater? — Noch nicht da? Gottlob! Wir haben das Grab immer treu gepflegt,

wir wissen, was wir dem großen Sohn unserer Heimat schuldig sind. Aber jetzt, da Meister Wehrberg uns persönlich beehrte, wollten wir's extra schön richten. Und nun ist der Sepp Wolfer zu spät gekommen."

Der Riese wuchs aus dem Boden auf, zwei Köpfe hoch über den schmächtigen blonden Lehrer und Richard. „Schimpfens net, Herr Autaler! Wenn's im Gebirg Neuschnee schmeißt, kann man auf die gachen Wänd kein Edelweiß brocken. Bin eh fast derfallen beim Suchen."

„Lieb haben Sie's gemacht, der Vater wird sich freuen."

Bei sich aber dachte Richard: wenn er das sieht! Edelweiß und Almrausch um das Grab. Gleich wird er an den Titel eines Bauernstückes denken. Alles haben sie uns verkitscht in der verfluchten Stadt, sogar die reine Schönheit der Blumen.

„Das also ist die Mutter!" sagte er leise und faltete die Hände. Er war nicht fromm und betete nicht im Sinne seiner oder einer anderen Konfession. Aber hier faltete er die Hände wie es die beiden Bergmenschen taten.

In den Städten, aus berühmten Orchestern aufwachsend, baute sich immer und immer wieder das gigantische Grabmal dieser Frau, die symphonische Dichtung Othmar Wehrbergs.

Hier stand ein Stein aus dem Leib dieser Berge, aus Urfeuern geschweißter Granit, hier war ein Hügel,

um den die Silberblume der Höhen, das Rosenblut der Almen floß. Und eine Inschrift:

„Hier ruht Agnes Wehrberg, geb. Grabeinig, gewesene Lehrersgattin. Geboren — — gestorben — —"

Und dicht nebenan:

„Markus Grabeinig, gräflicher Oberförster."

Dann: „Anna Grabeinig, geborene Lenzbauertochter, gewesene Oberförstersgattin."

Die Großeltern!

Was wußte er von ihnen? Daß Markus Grabeinig den letzten Bären des Maltatales geschossen hatte. Das war alles!

Aber die Leute hier herum, die wußten mehr, die hatten ihren Friedhof, die Granitsäulen darauf. Ließen nicht los, was ihnen gehört hatte, hielten es fest mit ihren harten, hornigen Fäusten.

Mochten sie in der Stadt um Tote Musik machen — ganz fest hielt sie doch die Bergerde.

Und, als spräche diese Erde, kam plötzlich die Stimme des Bergführers Wolfer: „Ja, mein lieber Bua, ein Grabeinigenkel bist, da kannst stolz sein drauf. Mein Vater hat ihn noch gekannt — ein Schütz wie der kommt nicht mehr!"

Wenn Othmar Wehrberg das gehört hätte!

Der Sohn des Schöpfers der „Saligen Fau", der fünf großen Symphonien, sollte darauf stolz sein, daß sein Großvater soundsoviel Gemsen aus den Wänden geknallt hatte!

Der Lehrer empfand peinlich, was Richard lustig dünkte.

„Sepp! Du bist ein Dummkopf. Erstens sagt man zum jungen Herrn Wehrberg nicht du —"

„Wenn er doch ein Hiesiger sein tut!"

„— und zweitens muß Herr Wehrberg noch viel mehr auf seinen Vater stolz sein; der ist ein großer, berühmter Musiker."

„Weiß wohl! Bin net so dumm. Erzählst es ja oft, Lehrer! Musik ist schön, ich spiel auch die Maulorgel. Natürlich net so gut wie's Ihr Vater können wird. Aber der Grabeinig! Den letzten Bären geschossen!" Kopfschüttelnd trollte er sich.

„Sie müssen entschuldigen", sagte der Lehrer. „Die Leute sind gar so ungebildet."

„Ich finde im Gegenteil, daß sie gebildeter sind als unsereiner!"

Das verstand der Lehrer nicht. Er hatte freundliche, helle Wasseraugen und sah stets drein, als ob ihn alles auf dieser Welt wundere. Er war einer jener Halbgebildeten, die in Gestalt von Lehrer, Pfarrer oder Bahnvorstand wie schwarze Fliegen auf der kräftigen Rahmschicht des dörflichen Milchhafens schwimmen und sich einbilden, besser zu sein, weil sie nun einmal aus einer anderen Welt in den Milchtopf gefallen sind. Außer diesem Bildungsfimmel war Hans Autaler ein überaus höflicher Mensch, dessen Hilfsbereitschaft in allen Dingen nahe an das Sich-hineinmischen in fremde Angelegenheit grenzte.

„Wir haben unser Fachgebiet", erklärte ihm Richard, „und dann noch den üblichen Kulturlack. Manchmal sogar dick aufgestrichen — aber Lack ist's und und bleibt's. Der Sepp Wolfer — nun, Bergführer allein wird er nicht sein, hat gewiß noch andere Verdienste?"

„Kleinbauer, im Winter arbeitet er auch als Holzknecht."

„Na sehen Sie! Es ist unerhört, was der Mann von Grund aus weiß, wissen muß. Die tausendfältigen Dinge der Bauernschaft, die Kenntnis des Holzes, damit des Waldes, als Bergführer Wind, Wetter, Tiere, Pflanzen — da kann sich unsereiner glatt verkriechen."

Der Lehrer wußte nicht, ob der große Bursch mit den lustigen Augen Ernst oder Scherz mache. Er lenkte ab. „Sonst ist der Wolfer sehr zuverlässig. Wenn Sie einmal eine Bergfahrt machen wollen, kann ich ihn als Führer empfehlen."

„Für den Fingerzeig bin ich Ihnen dankbar. Ich möchte das schöne Wetter ausnützen und schon morgen losgehen."

Hans Autaler sah sehr sorgenvoll drein. „O weh, Herr Wehrberg! Das trifft sich schlecht, sehr schlecht. Nun muß ich's Ihnen wohl sagen — aber verraten Sie es dem Herrn Vater nicht: übermorgen abend kommen sämtliche Gesangs-, Musik- und Turnvereine des Maltatales zusammen, und am Schulhaus soll eine Erinnerungstafel für unseren verehrten Meister

enthüllt werden. Es wird eine große Feier, sogar die Landesregierung läßt sich vertreten. Da werden Sie wohl nicht fehlen wollen."

„Gewiß nicht!" erwiderte Richard zerstreut.

Nur ein Gedanke: jetzt zu Hildegard, die im Pfarrhof untergebracht war. Denn das einzige Dorfwirtshaus hätte vielleicht Richard genügt, paßte aber nicht für den von allen Großstadtgenüssen verwöhnten Meister oder für die Tochter eines westeuropäischen Kulturlandes.

Richard kehrte mit dem Lehrer ins Dorf zurück und war dem unaufhörlich erzählenden Begleiter ein wenig aufmerksamer Zuhörer. Er sah einen endgültigen Bruch des Vaters mit der alten Jugendheimat kommen und fürchtete, daß sich Wehrbergs gereizte und enttäuschte Stimmung bei dem gut gemeinten Feste peinlich entladen könne.

Wehrberg hatte hier nicht gefunden, was er gesucht hatte, das Erlebnis der Jugend, der glücklichen Ehejahre. Nicht er trug die Schuld daran, nicht Tal und Volk dieser Berge, sondern die Stadt und ihre Gesellschaft, die ihn so lange eingesponnen hatten. Vor allem aber war es die Ausschließlichkeit, in welcher der Künstler von heute nun einmal lebte. Diese Leute weilten wie auf einer kleinen Insel, umgeben von dem ganzen Schwarm Gleichgesinnter, Künstlern, Kritikern, Verlagsmitglieder, Anhängern, Freunden, Verehrern, ja selbst Gegnern.

Immerhin — Gegnern! Aber die Insel war da, um sie wogte der Ozean.

Drüben lagen andere Inseln, größere Eilande; dort lebte das Volk.

Mit ihm hatten noch Bach, Mozart, Haydn gelebt — schon Beethoven war auf der Insel der Exklusivität gelandet. Wagners stolzer Thron zu Wahnfried! Wo war das Volk, das er selbst in den „Meistersingern" verlangte. Das Vreneli von Triebschen, der Gondoliere von Venedig — das war zu wenig! Und gar die Heutigen! Strauß in seinem erlesenen Kreis von Geld und Geist, Schönberg in seiner Clique, Schrecker in den Berliner Salons, — wo war das Volk? Die Ferien dann, der Sommer in Gastein oder Garmisch, der Winter in Arosa oder Grindelwald — nur versetzte Stadt!

Die rauhe Tauernwildnis machte Othmar Wehrberg bange, und er versteckte unbewußt diese Furcht hinter Gleichgültigkeit, Kühle und sogar Hochmut, der ihm ja eigentlich nicht lag.

Das Problem war das gleiche geblieben, nur die Namen hatten sich verschoben: Tauerntal gegen Großstadt, neue, aus Ursprünglichem schöpfende Musik gegen alte, ehrwürdige Kunst. Hildegard mußte helfen; sie mußte Wehrberg vorbereiten und zusprechen, die gut gemeinte Ehrung über sich ergehen zu lassen.

Othmar Wehrberg sagte: „Affenkomödie! Was wissen denn die Leute von mir!"

„Ist's ihre Schuld?" entgegnete Hilde. „Sie haben kein Orchester mit vier Tuben da."

„Dabei benehmen sie sich abscheulich", fuhr Wehrberg fort. „Eben habe ich ein Paar Stiefel dem Schuster gesandt und sagen lassen, er möge sie sofort ausbessern, es sei für mich. Wißt ihr, was der Klotz geantwortet hat? Das sei recht schön, aber der Zagler-Naz müsse morgen sein Vieh auftreiben und daher seien dem seine Stiefel wichtiger."

„Vor zwanzig Jahren hättest du das begriffen, Vater", sagte Richard. „Zagler-Nazens Kühe sind wichtig, ergo auch seine Stiefel."

„Man wird deinen Chor ‚Aus weiten Höhen' singen, eine Massenaufführung durch alle Vereine."

„Ausgerechnet diesen kitschigen Fetzen!"

„Nun, die Leute können doch nicht deine Messe aufführen, in welcher du hundert Mann Orchester verlangst und die Chorstimmen so forcierst, daß es allein der Berliner Domchor oder ähnliche große Vereinigungen herausbringen."

„In Ruh sollen sie mich lassen!" knurrte Wehrberg. „Ich möchte endlich einmal wieder gut schlafen — die Betten hier sind die reinsten Geröllströme. Nur das Requiem fertig — dann reisen wir ab."

„Ah, du arbeitest also doch?"

„Ein wenig!" sagte Wehrberg nebenhin.

In Wahrheit: das hielt ihn. Hier, wo er durch keine Gesellschaft, keine Verpflichtung, keinen Nachmit-

tagsüber bei gutem Orchester, durch keine Fachgespräche mit Berufskollegen abgelenkt war, gedieh das Werk.

Aber nicht aus der Stimmung, die ihn hier umfing, sondern aus der künstlerischen Vorstellung, die er aus der Stadt mitgebracht hatte. Je unbehaglicher er sich hier fühlte, je stärker ihn das Rauhe, Unkultivierte, das Einfache, das Unzulängliche im Vergleich zu seinen zivilisatorischen Begriffen abstieß, desto mehr flüchtete er sich in die hierarchische Pracht seines Werkes.

„Deshalb könnt ihr mich ganz wohl allein lassen“, erklärte er den Jungen. „Ich habe zu arbeiten — geht hinauf, wohin es euch zieht.“

„Nach der Feier!“ sagte Richard bestimmt.

„Meinetwegen! du kannst und sollst mich vertreten. Wenn ich für die zu erwartenden Musikgenüsse nur auch meine Ohren bei dir deponieren könnte.“

„Schrecklich!“ stöhnte er plötzlich auf. „Damit will er mir Freude machen!“

Aus dem Zimmer Autalers von nebenan begann der Lautsprecher des Radio zu lärmen.

„Jeder Tag“, fuhr Wehrberg fort, „höre ich Sachen von mir. Der Lehrer stellt seinen Apparat immer auf jene Stationen ein, die etwas von mir bringen. Und das muß ich mir anhören. Nicht die Musik selbst — die finde ich erträglich wie eben jedem Koch sein eigener Brei am besten schmeckt. Aber die verschiedenen Aufführungen, dann die Sänger, die sich alle berufen fühlen.

Letztens war deine Heimatstadt hier, Hilde, mit einer Madame Bumpsli oder wie sie hieß. Sie sang meine venezianischen Romanzen. Und dem kann man nicht entfliehen.“

„Nichts leichter als das. Ich werde Autaler bitten, den Apparat abzustellen.“

„Dann ist er schwer gekränkt. Er betrachtet das als feinsinnige Huldigung.“ Er horchte ein wenig. „Heute ist's eigentlich nicht so schlecht — die Dritte! Frag mal, wo sie das spielen.“

Frankfurt sei eingestellt, meldete Autaler auf die Frage aus dem Fenster.

Das versöhnte Wehrberg etwas. Er hörte seine Werke gerne von deutschen Orchestern.

„Also morgen!“ schloß er und nahm seine Notenblätter wieder vor. „Ich verspreche euch, mich sehr anständig zu benehmen und dem Vertreter der Landesregierung sogar zu sagen, daß mir seine Anwesenheit sogar eine Ehre war.

Mehr könnt ihr nicht verlangen!“

* *
*

Richard ließ den Kegel der Taschenlampe noch einmal über die Wand des Schulhauses hingleiten.

Da stand nun die enthüllte Tafel. „Dem großen Sohne der Heimat —“

Und das sollte nicht freuen? das war nicht mehr wert als hundert spitzfindige Erörterungen mächtiger Zeitungen?

„Wenn ich an die geistvollen Kommentare Onkel Hirschs denke, dann kommen sie mir armselig gegen diese Tafel vor.

Das Dorf hat sie gespendet, Bauernfäuste haben gepflügt, um dazu ein Scherflein beizusteuern. Ich hätte heulen können gestern abend — Vater war verdrossen!"

Hildegard zuckte die Achseln. Sie war noch zu müde und verschlafen. Im Osten hoben sich die Berggrate aus grünblassem Himmel, und die Hähne krähten Tagwacht.

Sepp Wolfer schulterte seinen Rucksack wie Atlas die Weltkugel hebt. Seine Schritte hallten gleich Sprengschüssen in den stillen Dorfgassen.

Als sie in freiem Felde waren, blieb der Führer stehen und sog schnaufend die Luft ein.

„Gfallt mir nit, schon ganz und gar nit!"

„Das Wetter?"

„Zu warm ist's! Kein Tau an den Gräsern."

„Bis zur Hütte werden wir wohl kommen."

„Ah, sell wohl."

„Wenn wir dort eingeregnet werden, ist's auch kein Unglück. Ich habe mein Notenheft mit."

„Und ich meinen Strickstrumpf."

„Hilde, sei nicht mit Gewalt so entsetzlich hausbacken."

„Vorgestern hast du geklagt, daß dir die Bergstrümpfe, die man in den Touristengeschäften kriegt, stets nach der ersten Tour zerreißen. Nun habe ich

für meinen eigenen alpinen Bedarf noch etwas drahtzähe Lötschentaler Schafwolle. Daraus will ich dir Bergsocken machen, die dein ganzes Leben halten, und jetzt spottest du. So ist's immer — haben wollt ihr's wohl, aber sprechen soll man davon nicht."

„Was?"

„Die ursprüngliche Tätigkeit des Weibes."

„Ich spotte nicht und dank dir schön!"

Richard dachte auf diesem Wege durch den Bergmorgen immer wieder über Hildegard Amann und sein Verhältnis zu ihr nach. Die schwerelose, unbekümmerte Verliebtheit des Burschen war natürlich neuerdings erwacht; er hatte das gewußt, als er sie und den Vater in Sankt Veith erwartete. Aber es war eine Schranke da, über welche er nicht tändelnd hinweghüpfen konnte. Das spürte er stets wieder, wenn er über geschwisterliche Vertrautheit hinausschreiten wollte.

Entweder, überlegte Richard, ist das der schwere, altmodische Alemannenschlag oder — sie hat schon „Einen".

Gestern nachmittag: „Hilde, nun hab ich dir auch was komponiert." Sie betrachtete das Notenblatt.

„Liebe stirbt nicht."

„Ricki, du bist ein Kindskopf. Oder — Dummerle, sagt man bei euch so nett!"

Manchmal kam sie ihm starr, seelenlos vor. Ja, unerträglich in ihrer Sachlichkeit und Nüchternheit.

Im Dorfe aber hatte er sie, als er vom Friedhof heimkehrte, mit Kindern Ringelreia spielen gesehen.

So wie Werthers Lotte die Butterbrote verteilt!

Sie hatte einen tiefen, sehnsüchtigen Zug von Mutterschaft. Nur wollte es ihm nicht in den Kopf, daß sie ihn bemutterte. Er hielt sich für einen zauberhaft verfluchten Kerl.

Auf einer Alpe rasteten sie in Vormittagsgluten, tranken Milch und verschoben den Weitermarsch auf den kühleren Vorabend.

Sepp Wolfer war Wasser holen gegangen, denn Richard hatte von einer Wundersuppe aus Butter, Mehl, Speckwürfeln und Käsespänen fabuliert, die seine alpin-kulinarische Spezialität sei.

Sie lagen unter einer breiten Arve und sahen in die graublaue Wolkenwand hinein, die über der Hafnergruppe aufwuchs.

Hildes Rucksack war unter ihrem Kopf fortgeglitten, nun wollte sie ihn neuerdings als wohlgewölbtes Kissen zurechtlegen. Er nahm ihr heuchlerisch die Arbeit ab, stieß jedoch den Sack vollends beiseite und bettete ihr Haupt in seinen Arm.

„So liegst du besser und so ist's auch schöner."

Sie richtete sich auf, und er sah, daß ihre strahlenden blauen Augen sehr streng und hart werden konnten.

„Laß das sein, Ricki! Ein für allemal, bitte!"

Das Bitte sollte für alle Zeiten entscheidend scharf klingen.

Er war viel zu frech, um sich einschüchtern zu lassen.

„Ich will dir ja keinen Heiratsantrag machen, Mädel!"

„Gottlob, daß du wenigstens so klug bist."

„Für was anderes scheinst du jene Art von Stahlkrinolinen umzuhaben, die man feste Prinzipien nennt."

„Du hast keine Ahnung, wie prinzipienlos ich bin."

„Das ist ein Schwindel, Schwester meiner Wahl. Ich möchte sogar wetten, daß du noch Jungfrau bist."

„Allerdings, aber das hat mit Prinzipien nichts zu tun."

„Außerdem möchte ich wetten, daß du irgendwo im Schweizerlande einen ungeheuer soliden Menschen sitzen hast, der nur auf die nächste Gehaltsstufe wartet, um den Segen deiner selbstgestrickten Wollstrümpfe aus erster Hand genießen zu können."

Die Antwort blieb aus; sie lächelte nur.

„Geh, spiel nicht Monna Lisa. Öffne, natürlich von mir abgewandt, das weiße Tal deines Busens und zeig mir das Medaillon, das du über der Lunge trägst. Denn am Herzen trägt niemand ein Medaillon."

„Ich habe keins und der frumbe Eidgenosse existiert nicht."

„Welche Wonne für meines Vaters ältesten Sohn!"

„Bilde dir nur nichts ein!"

Er stutzte; daß sie ebenso schnoddrig antwortete wie er fragte, paßte ihm nicht.

„Warst du schon verliebt, Hilde?"

„Gewiß, ganz gewalttätig."

„Na und?"

„Na — und so!"

„Was weiter!"

„Ricki, du kannst entzückend lästig sein. Ich werde dir aus Bern meine Backfisch-Tagebücher senden. Zum Erzählen bin ich zu faul."

„Mädel," sagte er feierlich, „ich will dir was sagen. Entweder liebst du den kühnen Beherrscher der Lüfte, den Rotter Maxe. Denn Hirsch kommt ja für dich nicht in Betracht — besser gesagt, du kommst für ihn nicht in Betracht, solange du nicht nächtlicherweile auf der Straße herumläufst. Oder aber, nun höre meiner Weisheit letzten Schluß: du liebst mich so hochgradig, daß —"

„— mich jungfräuliche Scham zur Distel verwandelt. Das wird's sein, Ricki. Womit ich hoffe, dir restlos entgegengekommen zu sein."

„Ach," sagte er jämmerlich, „in dem Ton soll man eine nette Liebeserklärung stilisieren! Das hätte nicht mal der Geheimrat Goethe zusammengebracht."

Sie sah Wolfer mit dem Wasser von der entfernten Quelle den Hang heraufsteigen. „Ja, Ricki, der Ton ist's. Und das Echo, das aus dem Wald kommt. Wärst du ein ernst zu nehmender Mensch, dann hättest du mehr von mir."

„Ich verspreche dir —"

„— mehr von mir. Nämlich ein ganz großes Vertrauen. Das möchte ich jetzt für irgendwen haben, um diesem Irgendwem Irgendwas zu sagen. Aber du —" sie sah ihn lange an — „nein, gerade du, leicht wie ein Sahnenbaisser, du Richard Wehrberg — das geht nicht."

Ein wahrer Klang war in der cellowarmen Altstimme. Richard hätte auf die Antwort auch geschwiegen, selbst wenn der Führer nicht geade dazugetreten wäre.

„Bös schaut das aus, sakrisch bös!" sagte der Malteiner Riese und zeigte auf die Wolkenmasse, die jetzt wie Wogen einer Sturzflut die Hänge hinabrollte.

Undeutlich wie ein flaues Negativ standen die Grate der Hafnerberge in den Nebeln, wurden in sie hineingezogen und lösten sich auf. Flächenblitze flammten wie glühende Netze darüber hin, und der Donner schien nicht aus der Luft, sondern aus dem Innern der Berge zu kommen.

Der Halter der Alphütte war aus der Türe getreten; nun steckten er und Wolfer bedenklich die Köpfe zusammen, tuschelten und zeigten in die Tiefe hinab.

Die Sonne aber stand noch über den westlichen Bergen, Wolkenfetzen, die wider sie rannten, schienen an dem glühenden Rad zu schmelzen, lösten sich in Nichts auf. Blau war es zwischen den Ästen der Arve, blau über den Firnschneiden der Eisberge.

„Im Westen nichts Neues — im Osten tut sich was!" faßte Richard diese Gegensätzlichkeit zusammen.

„Es wird auch zu uns herüberkommen", meinte Hilde.

„Na, wenn schon! Da ist die Hütte, und abends werden wir dafür in der berühmten ozonhältigen Luft wandeln."

Es schien wirklich so, als blieben die Berge westlich des Maltatales unberührt. Das Gewitter fiel mit Tosen und Krachen fast senkrecht nieder, erfüllte das Tal mit rauchenden, qualmenden Nebeln und tobte sich dort aus.

„Mein alter Herr wird sich freuen", sagte Richard. „So etwas hat er schon lange nicht mehr erlebt."

Ein ferner, verwehter, aber in seinen Bruchstücken noch schriller Klang wurde aus dem Tal emporgetragen.

„Das Wetterglöckel! — Nichtsdestotrotz habe ich einen Hunger und werde meine herrliche Suppe brauen."

Er sprang auf und trat in die Hütte, kam aber sofort wieder zurück. „Mit den beiden ist nichts anzufangen. Es ist genau wie in Vaters Oper — sie haben die geweihte Kerze angezündet und beten. Möchte wissen, wozu? Das Wetter bleibt ja im Osten und kommt nicht her."

Hilde blickte schweigend in das Tal, in dem jetzt alle bösen Mächte zu arbeiten schienen. Die Blitze

fuhren durcheinander wie ein Gerinnsel sich windender Schlangen, der Donner krachte nicht mehr, sondern heulte, tobte und schrie.

Und dann war noch etwas: ein breites, orgelndes Rauschen und Fluten, Musik unaufhaltsam strömender Wasser.

„Es muß bös zugehen da unten. Wahrscheinlich hagelt's auch — die weißen Schleierfetzen, die über den Wäldern hängen, lassen darauf schließen."

„Jedenfalls", schloß Richard, „haben wir jetzt Rheingold vierter Akt — tati — tata — Donner der Herr! — gratis vom schönsten Orchester erlebt, und mein Appetit ist in gleichem Maße gewachsen. Da aus der Suppe nichts zu werden scheint, holen wir uns Milch."

Sie traten in die Sennhütte. Noch immer knieten die beiden Bergler vor der unruhig flatternden Kerze.

Als Richard und Hilde eintraten, wandte sich Wolfer zurück und sandte ihnen einen finsteren, bösen Blick zu, den sie sich nicht erklären konnten.

Befangen, eingeschüchtert blieben sie stehen.

Endlich erhob sich der Führer: alles Dienerhafte war von ihm gefallen, wie ein grollender Berggeist wuchtete sich seine ungeheure Gestalt vor die beiden.

„Ihr zwei, habt's ihr kein Gewissen und keine Angst in eurem verliebten Leichtsinn?"

„Aber Wolfer! Das Gewitter ist doch drüben."

„Nit weiter denken als bis zur nächsten Straßenecke! Stadtleut!" Er spuckte das Wort vor sie hin.

„Unten in der Maltein gehen die wilden Wasser — wie vor vierzig Jahren, wo sie alles zerstört haben. Und dort sitzt euer Vater. Schamts euch!"

Sie sahen sich an — da war alles Blut aus ihren Gesichtern gewichen.

* * *

Das Blitzen des Taschenlichtes, von Richard zur Gedenktafel emporgeworfen, hatte Othmar Wehrberg geweckt. Er hörte das Klappern der Nagelschuhe, das Klirren der Pickel, sich entfernende Stimmen. Dann war es wieder ruhig.

Dorfköter bellten, man konnte daraus erkennen, welchen Weg die Bergsteiger nahmen. Jetzt kläffte es ganz weit draußen, spitz und grell — das war der giftige kleine Pintscher der letzten Hütte, der Wehrberg gestern abend an die Beine gefahren war. Auch so ein Kapitel der ländlichen Idylle: man war nicht einmal seiner Hosenröhren sicher.

Das Verhältnis zu Tieren war Wehrberg ganz abhanden gekommen. In seinen jungen Tagen war es anders, da war er Jäger gewesen.

„Seltsam übrigens, daß man, um Jäger, also Tiertöter, zu sein, Tierfreund sein muß. Wenn anders man echter Waidmann ist!"

Jetzt zog es ihn nicht auf die Jagd und zog ihn nicht zu einem Hunde nieder, der grüßend an ihm emporsprang.

Er schlummerte ein, erwachte neuerdings. Im Dachgeschoß schrie ein Kind. Auch Quelle seines Mißbehagens, dieses verkümmerte kleine Wurm, das hier mit seiner Mutter, einer entfernten Verwandten des Lehrers, das Gnadenbrot aß. Es schrie in die schönsten Einfälle Wehrbergs hinein, schrie in sein Wachen, sein Schlafen, sein Träumen.

Er öffnete das Fenster, sah den neuen Tag und fühlte eine warme, schwere Luftwelle, die in das Zimmer drang. Plötzlich verspürte er ein Unbehagen, das anders war als seine Unzufriedenheit dieser Tage. Es lag wie eine böse, alte Erinnerung auf ihm; einmal mußte er die träge, lastende Morgenwärme schon verspürt haben. Einmal? Ja, und dann war etwas Schreckliches geschehen. Er wußte nur nicht, was und wann es gewesen war.

Er hörte Bewegung im Hause, Fußtappen, Sprechen, Geschirrklappern — und das zu einer Zeit, da er sonst noch im besten Schlafe lag. Er war nun nicht einmal mehr ärgerlich darüber; auch als er an einem wunderschön gestickten Klingelzug riß und keine dazu gehörig Glocke erschallte. Bisher hatte ihm Hilde, die Frühaufsteherin war, den Kaffee gebracht. Jetzt sumste das ganze Schulhaus wie ein Bienenkorb, aber die Klingel fehlte.

Wehrberg kleidete sich an und trat ins Freie, eben in dem Augenblick, da auch der Lehrer mit seiner jungen Frau das Haus verließ.

Hans Autaler zeigte, wenn er seinen berühmten Gast sah, stets eine übergeschäftige Aufregung und sich fast verhaspelnde Diensteifrigkeit. Jetzt lief er, eine lange Angelrute schwingend, auf Wehrberg zu und stellte die sinnige Frage: „Schon so früh auf, Herr Professor?"

Er wußte nie genau, wie Wehrberg zu betiteln sei: großer Meister, Professor, Herr Komponist wechselten ab; nannte er einmal den akademischen Ehrengrad, dann sagte er nie anders als „Herr Doctor honoris causa". Letzteres tat er besonders gerne vor anderen, um mit seinem Latein zu glänzen.

Wehrberg mochte den blonden Hans-Dampf in allen Dorfgassen gut leiden; seine konfuse Verehrung tat ihm wohl. Er erwähnte, daß er heute allein sei, da sein Sohn mit dem Fräulein in die Berge gehe.

„Heute schon! Nach dem erhebenden Fest von gestern!" rief der Lehrer. „Und dabei hat Herr Wehrberg junior am längsten ausgehalten. Fabelhaft, diese Energie! Aber —" seine Stirne schrumpfte bekümmert zusammen — „nun sind der Herr Professor ganz allein. Wenn ich den Mut dazu aufbringen würde, dann würde ich fragen, ob der Herr Kompositeur mit uns Forellen fischen wollten."

Zeitweise sagte er Kompositeur; das hatte er von Mozart und Schubert gelesen und hielt es für besonders vornehm.

In dem grau verdrossenen Hindämmern der Malteinertage war es oft, daß für Sekundenschnelle die Nebeldecke riß und ein lieber, flüchtiger Sonnenschein des Erinnerns irrlichterte. Bei einem Worte, einer eigenartigen Beleuchtung, einem bestimmten Geruch. So auch jetzt: er sah einen Buben am quirlenden Wehr stehen, die Schnur mit der Mücke über das Wasser zucken, einen bunten Fischleib aufschnellen und — „in einem Bächlein helle", summte es in ihm. Das Bild war verschwunden, die Musik war wieder da, Konzertsaal, bekannte Gesichter der Metropole, Herren im Frack, die das berühmte Kammermusikstück spielten.

Der Gedanke, daß Sausen und Zischen des Wehres, Bubenjauchzen und Angelplatschen Gottes Musik sei, Schuberts Quintett doch nur Menschenwerk, dieser Gedanke wäre ihm eine Majestätslästerung gewesen.

Er lehnte die Einladung Autalers ab; das Lehrerpaar ging der Malta nach hoch ins Gebirge hinauf. Das behagte Wehrberg nicht.

„Sie werden heute Ruhe im Hause haben", erklärte der Lehrer abschiednehmend. „Wir sind fort, meine Base geht zur Näharbeit beim Sagmeister, nur ihr Kind ist da. Das spielt im Hofe und ist mit sich selbst zufrieden. Wenn ich bitten dürfte," rückte er höflich seine leinene Schirmmütze, „wollen der Herr Professor die Gartentüre schließen, falls Sie ausgehen. Damit die kleine Everl nicht hinausläuft und etwa in die Malta fällt!"

Wehrberg nahm die Skizzen des Requiems vor; nun hatte er tatsächlich Frieden um sich. Der Fluß donnerte neben dem etwas abseits liegenden Schulhaus sein tiefes, gleichförmiges Lied, und das kleine Everl der verwitweten Lehrersbase war wirklich ein braves Kind. Wehrberg sah es im Garten aus Steinchen ein Haus bauen und hörte einmal ein sehr ernsthaftes, herzliches Geplauder. Da hatte Everl unter einem Ziegel einen Regenwurm entdeckt und forderte ihn auf, doch wieder in die Erde zu kriechen.

Wehrberg vollendete den Übergang zwischen dem Requiem und der Totenklage. Ungeheure Bögen feierlich schreitender Traurakkorde errichtete er, eine dunkel umflorte Pforte, durch welche die guten Geister des leeren Hauses dem Toten in eine andere Welt nachzogen.

Nun war die Brücke hergestellt, die von dem Boden der Vergänglichkeit in die rätselvoll unabsehbare Weite hinüberführte. Die Pauken lösten sich aus einem Wirbel zu einer Reihe gleichmäßiger, dumpfer Schläge, in den Geigen vibrierte schon ein feiner Lichtschimmer der Unendlichkeit, das Trauermotiv der Posaunen wandelte sich in den Hörnern zur Melodie der Hoffnungsfreudigkeit — da klirrten die Fenster leise, seltsamerweise im gleichen Rhythmus, den in der Kompositionsskizze die Pauken geführt hatten.

Wehrberg blickte auf und sah, daß es ganz dunkel geworden war. Ein Fensterflügel klapperte hohl, in

den Bäumen summten tausend Hornissenschwärme. Die Malta hatte ihr gletscherklares Weiß verloren und lief wie ein surrendes Stahlband hin, das Grün der Felder war krank und fahl wie bei einer Sonnenfinsternis, und die Wälder waren tiefschwarz, eine heulende Masse ohne die Einzelheiten von Wipfeln und Ast.

Wehrberg trat ans Fenster: er dachte an Richard und Hilde, ohne sich zu sorgen. Von seiner Jugendzeit her wußte er, daß der Weg eine Perlkette reicher, grüner Almen war. In einer der Hütten würden sie das böse Wetter abwarten. Er stellte sich das so vor: wie verschüchterte Hühner würden sie zusammengekauert hocken und dabei einander näherkommen als im Gesellschaftsleben der Stadt. Noch immer war es seine festgewurzelte Einbildung, daß Hilde sich zu Ricki gezogen fühle; er hätte die sich daraus ergebenden Folgerungen gerne gesehen und erlebt. Er wußte keinen Menschen, der den etwas fahrigen Burschen so sicher und ruhig hätte leiten können wie die ernste, stille Schweizerin.

Nun saßen sie dort oben, auf sich angewiesen in dem Unwetter — es wurde Wehrberg bei dem Gedanken so behaglich, daß er sich die vom Schreiben etwas steif gewordenen Hände rieb. Der Donner, bisher in Felskaren und Bergöden echodumpf rollend, schmetterte nun in wütenden Gongschlägen über das Tal. Gleichzeitig begann ein Knattern, Hämmern und Rasseln; auf dem Fensterbrett hüpften weiße Körner,

durch die Kohlköpfe und Salatpflanzen des Gartens peitschten Eisgeschosse wie Gewehrkugeln.

Das kleine Everl kam ihm in den Sinn. Halb besorgt, halb ärgerlich rannte er die Treppe hinab. „Nun kann man noch Kinderfräulein spielen! Die Frau hätte die Kleine wahrhaftig auf die Arbeit mitnehmen können."

Er fand das Kind im Vorraum. Es weinte nicht, sondern saß ganz still, hatte nur einen Mantel des Lehrers, den es auf einem Stuhl gefunden hatte, über den Kopf gezogen, um das Aufleuchten der Blitze nicht zu sehen. In dem geballten Fäustchen hielt es noch immer den unglücklichen Regenwurm. Der dumme Kerl hatte sich nicht in die Erde verkriechen wollen, trotzdem ihm Everl mit dem Daumen ein artiges Schlupfloch gebohrt hatte. Als es nun zu hageln begann, hatte das Kind den Wurm mit sich genommen, damit er nicht erschlagen werde. Wehrberg führte die Kleine in die Dachkammer. Er hoffte, daß sie unter ihrem Spielzeug ruhiger sein würde, als wenn er sie in seine fremde, große Stube genommen hätte. Hier waren der Puppenwagen, die winzige Küche mit Töpflein und Schüsselchen, blühten der Mutter Geranien und Hängenelken und saß der Kanarienvogel im Käfig.

Wehrberg nahm fürs erste einen Blumentopf, grub mit einem Kochlöffelstil ein Loch in die Erde und versenkte darin den Regenwurm, den Everl anfänglich

zur Puppe ins Bett hatte legen wollen. Er staunte, wie leicht er die Kleine zu dem Aufgeben ihres Planes überredete. Seit dem kleinen Ricki hatte er nichts mit Kindern zu tun gehabt; nun folgte ihm das Mägdlein und begann ruhig, ohne sich um das Unwetter zu kümmern, am Puppenherd zu arbeiten.

Wehrberg hatte ihr erklärt, sie sei solange im Garten gewesen, daß die arme Puppe schon vor Hunger geschrien habe. Er hätte es deutlich bis in sein Zimmer gehört. Und nun müsse Everl der „Liesel" was kochen, sonst verhungere sie und erzähle dem lieben Gott von dem schlechten Puppenmütterlein.

„Großartig habe ich das gemacht!" nickte er vor sich hin. „Für Hirsch gäbe die Szene ein schönes Intermezzo in meiner Biographie. Aber es war lieb und — es war echt. Deshalb werde ich's ihm nicht erzählen, damit es nicht sentimental ausgeschlachtet wird."

Er setzte sich neuerdings zur Arbeit. Das Schöpferische war getan, die Kompositionsskizze vollendet. Nun kam das geliebte Handwerk daran, das, was ihn stets fast ebenso freute wie das quellende, strömende Schaffen.

Er nahm die viellinigen, großen Partiturpapiere hervor und begann die Instrumente einzuzeichnen.

Schon in der Skizze hatte er bei wichtigeren Stellen die Instrumentierung vermerkt; sie bildete für Wehrberg nicht untergeordnete Arbeit, sondern war das Primäre. Er dachte nur instrumental, ein ersonnenes

Thema stand immer schon in der bestimmten orchestralen Farbe vor ihm, und den wenigen Klavierstücken, die er geschrieben hatte, machte man zum Vorwurf, nur Auszüge ungeschriebener Orchesterwerke zu sein.

Das verstärkte Knattern des Hagels störte ihn; er fühlte wohl das Ungeheuerliche dieses himmlischen Eistremolos, aber eine ganz alltägliche Angst war da, der Hagel möge Fensterscheiben zerschlagen oder einen anderen Schaden anrichten, den er vielleicht rechtzeitig verhindern könnte. Er war nun einmal wider Willen Hüter dieses Hauses.

Als er, unfroh der Arbeit, die Feder fortlegte, sah er die Blitze nicht mehr und hörte keinen Donner. Vor den Fenstern stand eine tosende, weiß gestreifte Wand, ein aus allen Winkeln und Sparren, sogar aus der Erdtiefe kommendes Zittern und Dröhnen schien den Luftraum zu erfüllen.

Neuerdings war das bange Gefühl da, das ihn morgens beim Öffnen des Fensters mit dem lauen Wetterwind der Berge überfallen hatte.

Dieses ahnende Wissen, daß etwas geschehen würde, etwas Grauenhaftes, Furchtbares. Etwas, das die Berge niedersandten, und dem nur Menschen der Berge standhalten könnten.

Das Angstempfinden nahm mehr und mehr überhand.

Othmar Wehrberg saß am Fenster, hatte den Kopf in die Hände gestützt und hörte, wie eine große, ungreifbare, unwiderstehliche Masse näherkam. Noch immer wußte er nicht, daß es die entfesselten Wasser der Malta seien.

Aber in diesen wenigen Minuten vollzog sich in ihm ein seltsamer Vorgang. Was er Jahrzehnte lang nicht mehr erlebt hatte, war mit einem Male wieder da: eine harte, körperliche Not drang zu ihm heran. Und diese Not fegte mit ihrer unausdenkbaren Kraft und Gewalt alles Weiche, Verzogene und Verkünstelte von ihm fort. Die Wasser der Malta trugen talaus, was den berühmten, in Salons und Theater verhätschelten Musiker Wehrberg ausmachte. In der Stube des Schulhauses saß wieder der junge Lehrer mit den starken Bauerngliedern und klaren Jägeraugen, die Not hatte Schale und Gewandung abgerissen, der Mensch von ehemals war hier, der sich schon einmal gegen die wilden Fluten gestemmt hatte.

Als sich Othmar Wehrberg mit einem Ruck erhob, wußte er alles, und damit war die Angst verschwunden. Er wußte, daß die Malta kam, daß das Schulhaus allein auf flachem Feld neben dem Flusse stand, daß dieses Feld jetzt schon überströmt war, und Felsblöcke, Baumstämme, Wurzelarme an die Mauern des Hauses rannten, es in seinen Grundfesten erschütterten.

Nun spürte er die Rammstöße der hoch oben im Gebirge losgerissenen Urwaldriesen, nun entsann er sich an alles: da war der mächtige Markus Grabeinig

wieder, der damals, als die Malta verheerend herangeteufelt war, den kleinen Othmar auf den Schultern durch das Wasser getragen hatte. Denselben Othmar, der später seine Agnes geheiratet hatte.

Deutlich sah Wehrberg den alten Bärentöter vor sich: der graue lange Bart fetzte im Winde, der Regenmantel wehte wie eine Fahne, eine lange Heustange, die ein anderer Mensch kaum hätte tragen können, schwang der Jäger in der Hand, stemmte sich damit gegen den Strom.

Der Meister warf die Pellerine um und drückte den breitkrempigen Hut in die Stirne.

Er suchte eine Stange, einen langen Bergstock.

Dabei fiel sein Blick auf die Skizzen des Requiems. So war das gewesen: endlich wieder hatte ein Blitz die Regenmassen durchdrungen, hatte das dämmerdunkle Zimmer erhellt. In seinem Lichte erstrahlte in mattem Phosphorglanz wie ein okkultes Phantom der kleine Papierhügel. Einen Herzschlag lang warf dieses blitzerglühende Papier ein sengend weißes Fluten in das Dunkel.

Gottes Finger hatte auf das Werk gezeigt, das nicht untergehen sollte.

Der aus harter Not wiedererwachte junge Othmar Wehrberg raffte die Schöpfung des alten Meisters zusammen, knüllte die Bogen in seine Brusttasche.

Im Vorraum stand ein Bergstock des Lehrers; auf ihm stemmte er sich gegen den Sturm, der ihm

die Türe aus der Hand riß, kaum er die Sperre der Klinke gelöst hatte.

Die Malta umfing mit zwei schlammbraunen Armen, auf denen die Wellen wie wulstende Muskeln standen, das Schulhaus. Noch war der Seitenstrom, der sich durch die Wiese sein Bett wühlte, nicht sehr breit; aber an der Nordseite des Gebäudes staute sich bereits Treibholz, immer neue Stämme jagte der Fluß heran und wie riesige Hämmer schmetterten sie gegen die Wand.

Am jenseitigen Ufer versickerten aufgeregt hin- und herrennende Gestalten in den Nebeln der stürzenden Regenmassen. Vielleicht suchten sie ihn, den berühmten Meister, den Stolz der Heimat — nein, die dachten jetzt nicht an Musikgeschichte und Rampenlicht. Die suchten Menschen, nichts als Menschen. Dort war vielleicht ein alter, armer Einleger zu retten, hier der große Musikmeister aus der Stadt. Gleichgültig, wen man zuerst aus dem Wassergrab zog.

Am Ufer des Seitenarmes stand niemand; von dort aus stieg der Hang jäh an, dort war man sicher. Es war der einzige Weg, aber er mußte allein gemacht werden.

Wehrberg fiel ein, daß er noch nie etwas allein gemacht hatte außer dem Notenschreiben.

Der Markus Grabeinig freilich, der war allein dem letzten Bären der Tauern gegenüber gestanden, hatte allein das Lehrersbübel durch den Strom getragen.

Wie der Markus Grabeinig, so schritt jetzt Othmar Wehrberg in das Wasser. Noch war es nicht tief, noch riß die Wucht des eigentlichen Flusses Stein und Holz ins alte Maltabett oder staute es an Widerständen auf.

Eigentlich war es leicht — der graue Bärenjäger hatte es schwerer gehabt. Freilich, der hatte ein Kind auf dem Rücken getragen.

Und so sagte man wohl: er hatte damit der Menschheit etwas gerettet. Wie, wenn Othmar Wehrberg damals ertrunken wäre? Wie, wenn Richard Wagner bei seinen wahnwitzigen Duellgeschichten als Saxonenfuchs erschlagen worden wäre?

Hätte die Welt damit wirklich etwas verloren? Verlust ist nur Missen einer Sache, deren Wert man schon kennt.

Vom Berghang drüben liefen jetzt Menschen herab; grotesk vergrößert sah ihr Hüpfen und Springen im Zerrspiegel des Nebels aus. Wehrberg erkannte den Lehrer, den Lammwirt und zwei seiner Knechte.

Sie schrien, aber die Malta war lauter als ihre Stimmen. Winkten dem unbegreiflichen Menschen, der mitten im Strudel stehen blieb.

Denn Wehrberg hatte noch etwas gesehen:

Ein Weib, das am Ufer in die Knie gefallen war und die Arme zum Himmel reckte.

Was die anderen riefen, hörte Wehrberg nicht. Aber die Stimme dieses Weibes drang zu ihm, nicht

an sein Ohr, sondern an jenen unnennbaren Sinn, der Menschenleid auch ohne Worte vernimmt.

Eine Mutter rief nach ihrem Kinde!

Da kehrte der Mann im Wasser um, ruhig und selbstverständlich als wende er auf sicherer Straße den Schritt, um leichtfertig Vergessenes zu holen.

Als er wieder in das Schulhaus trat, war das Erdgeschoß schon von fußhohem Wasser überplätschert. Gegen das Toben draußen war es hier ganz still; die Wellen gurgelten und schmatzten fast behaglich, und, wären nicht die dumpfen Stöße gewesen, mit denen das Schwemmholz gegen die Hausmauer wütete, so wäre Wehrberg vielleicht ruhig hier geblieben, um das Ende des Hochwassers abzuwarten.

Aber diese Stöße pochten gleichmäßig wie das Ticken einer Uhr und mahnten.

Er stieg die Treppe empor und trat in die Stube der Näherin. Everl hatte die Puppe in einen Stuhl gesetzt; in den Puppenwagen aber hatte sie den Blumentopf mit dem Regenwurm gelegt, schob ihn hin und her und sang dazu: „Schlaf, Kindlein, schlaf, dein Vater ist ein Graf."

Als Wehrberg mit dem Kinde auf dem Arm neuerdings aus der Haustüre trat, fiel sein Blick auf die gestern enthüllte Gedenktafel, „das war ein kurzer Ruhm!" lachte er auf.

Doch was ging's ihm an? Er war ja Markus Grabeinig, der Jäger vom Berg.

Mochten andere Noten schreiben — er trug ein Menschlein auf dem Arm durch die wilde Flut. Das war wertvoller als alle Symphonien der Welt.

Jetzt hatte die Malta die zweite Furche gerissen. mit tiefem Heulen schossen die Wogen durch das neue Bett. Ein leises, knirschendes Malmen war hörbar — Felsblöcke, die am Grunde hingestoßen wurden. Hie und da glitt Helles zwischen den erdbraunen Wassern auf — einen Holzplatz weit droben hatte der Fluß geplündert und die schweren Stämme wurden wie Zündhölzchen hin und her geworfen.

Wieder schritt Othmar Wehrberg in das Wasser. Er stemmte den Stock in den Grund, der tückisch nachgab, zerwühlt von den Steinen, wich da und dort einem Stamm aus. Stolperte einmal, da ihn ein unter dem Wasser rollender Felsblock die Füße vom Boden gerissen hatte. Hoch auf hob er das Kind, alte Gelenke federten jung und sehnig wie in den Tagen, da der flaumbärtige Lehrer im Sprung über den Wildbach gesetzt war.

Alle Kraft, die er noch zu verleben hatte, preßte er in diese wenigen Minuten zusammen.

Ein Seil flog durch die Luft, streifte niedersinkend seinen Arm.

Mit der freien Hand griff er darnach, hielt es fest.

Gerade in dem Augenblicke, da ihm wieder ein Stein die Füße aus der zerschwemmten Erde riß, da er haltlos vornüber in die Wirbel stürzte.

Als sie ihn herausgezogen, hatte er die eine Hand kaum lösbar um das Seil gekrampft, mit dem andern Arm hielt er das Kind umschlungen.

* * *

Einmal hatte der Lehramtskandidat Othmar Wehrberg davon geträumt, Musiker zu werden.

Es war ein richtiger Traum gewesen, voll bunter, flirrender Lichter, umzogen von schleiernden Duftwolken, erfüllt von feierlich fließenden Tönen. Durch vielfarbene Kirchenfenster tanzten Kringel der Sonnen wie im Prismenglas des spielenden Kindes, blaue Dämpfe wallten aus dem Weihrauchgefäß, das als silberner Pendel vor dem Altar schwang, und die Orgel sang.

An ihr saß der junge Bursch und spielte Osterfreude.

„Weltlich, recht weltlich!" hatte der Pfarrer gesagt. „Aber schön — weiß der Himmel, wie der Othmar zu solcher Musik kommt!"

Sonst spielte der pensionierte Steuerdirektor Graber die Orgel und gerade am Ostersonntag war er krank geworden.

„Ite, missa est!" hatte der Priester gesungen und nun verträumte sich Othmar in das Nachspiel und damit in goldene Künstlerfernen.

Seitdem durfte er nicht mehr Orgel spielen, denn der alte Graber war der richtige österreichische Beamte

voll Gift, Neid und Eifersucht in seiner verlederten Seele, schrie herum, der junge Wehrberg hätte mit seinem Gedudel die Kirche entweiht und drohte dem ängstlichen Pfarrer mit einer Klage beim Bischof, dem er durch einen Vetter-Dechant näher stand als der einfache Landgeistliche.

Der Traum versickerte, das ABC und ein dynastisch-serviler Geschichtsunterricht traten in den Vordergrund.

Als der Steuerdirektor Graber am Menschenhaß, Hämorrhoidalblutungen und Arterienverkalkung gestorben war, sang ihn das Orgelspiel des Lehrers Wehrberg ins Grab.

Noch lebte das alte Pfarrerlein. Schmunzelte: „Bissel weltlich — wie schon gesagt! Aber so viel schön! Und auch christlich! Liebet eure Feinde!"

Wehrberg sah ihn, aus schönen Weiten erwachend, verständnislos an.

„Na ja, der Graber — Gott hab ihn selig! — hat Sie seiner Zeit von der Orgel verjagt und jetzt haben Sie ihm eins nachgespielt, als wär's Ihr liebster Mensch gewesen!"

„Ach so!" daran hatte Othmar gar nicht gedacht. Nicht an den Toten, nicht an dessen Eifersucht. Er hatte ganz einfach Wiedersehen mit der Orgel gefeiert, die nun sein Geschöpf wurde. Denn von jetzt ab saß er allsonntäglich auf der Empore.

In diesem Spielen war neuerdings der verwegen dumme Traum von Künstlerschaft erschienen.

Am gleichen Abend schrieb er ein Präludium und Fuge.

Ganz jung war er damals gewesen, aber schon stand die schlanke, schwarze Agnes Grabeinig neben ihm und trug seinen Namen. Mehr als das: trug sein Kind unter dem Herzen.

Der Weg in die Ferne war mit Pflichten turmhoch verbaut. Zum zweiten Male versickerte der Traum. Und dann kam er noch einmal: da war er krank, so krank gewesen. Hatte im Fieber Notenpapier und Stift verlangt. Wußte nicht, was er damals geschrieben hatte. An einem kühlen, klaren Sommerabend war er erwacht. Da saß Agnes neben ihm, die einfache Jägerstochter, die aus ihrer übergroßen Liebe ahnte, welche Mächte in dem Mann wühlten, ans Licht drängten. Ein wenig hatte sie während der Erziehungsjahre in der Stadt Klavierspielen gelernt.

„Wunderschön ist das, über alles Begreifen herrlich!"

Er sah seine Notenblätter vor sich auf der Bettdecke liegen, fuhr mit der abgezehrten Hand streichelnd darüber hin.

„Aber geh! Das einfache Sternsingerterzett!"

„Sternsinger?"

Aus Fremdem kam die seltsame Frage.

Er wunderte sich darüber. Agnes als Kind dieses Landes mußte doch wissen, wer die Sternsinger sind,

die Bauernbuben, die in der Heiligen drei Königsnacht von Hof zu Hof gehen, als Kaspar, Melchior und Balthasar. Auf hoher Stange surrt der goldene Stern von Bethlehem, ihr Sprüchel singen die drei, empfangen bescheidene Gabe, ziehen weiter durch die frostklare Winternacht. Dieses Lied der drei hatte Wehrberg in ein Terzett gegossen.

Schritte nahten dem Bett — kam Agnes wieder zurück?

Ihre Stimme: „Da — das Requiem!"

Das war der dritte Künstlertraum Othmar Wehrbergs.

Ein Traum der Erfüllung und des Zieles.

Er war wirklich Musiker geworden, ein ganz Großer in diesem weltabseitigen Reich. Er, der Lehrer aus der Maltein!

Seine Hände fühlten die kühlen Bogen der Partiturblätter, seine Augen tasteten nach der Schrift. Er sah so schlecht, ihm war, als fehlte die Brille. Hatte er eine Brille gebraucht, er, der den Falken im Fluge abschoß, der Gemse auf dreihundert Gänge die Kugel antrug?

Verschwommen und undeutlich sah er die Noten — war das seine sorgfältige, genau ausgearbeitete Notenschrift? Das waren die Züge einer Hand, die viele Jahre lang Noten, nichts als Noten geschrieben hatte.

War er wirklich der Meister geworden?

Nein, alles war nur ein närrischer, lockender Traum.

Um ihn war ein bescheidenes Dorfzimmer, durchs Fenster sah er undeutlich Firn der großen Höhen, auf der Gassen gluckten Hühner, schrien Dorfbuben und kläffte ein Hund. Jetzt läutete die Abendglocke — wie genau kannte er sie!

Er war also im Maltatal, war Lehrer, hatte wieder einmal geträumt.

Aber — er wußte doch ganz deutlich, daß er wirklich ein Requiem geschrieben hatte! Wann nur?

Von neuem zitterte seine Hand nach den Blättern. Jetzt setzte ihm jemand eine Brille auf, nun sah er die Schrift, die seine war und doch nicht die ungeübte Hand des Lehrers.

Wie er so die Noten an die Augen führte, beugte sich ein Kopf nieder, und eine Stimme sagte: „Das Tiefste, was du je geschrieben hast! Hättest du sonst keine Zeile geschaffen —" er hörte etwas von Unsterblichkeit.

Aber er hörte daran vorbei, er sah nur diesen Kopf mit den scharfen jüdischen Zügen. Etwas in ihm wallte auf — in der wichtigtuenden, sich in geheime Kneipen verkriechenden Pennalverbindung war ihm ein abgrundschwarzer Haß eingeprägt worden. Trinkend und rülpsend hatte man deutsche Herrlichkeit gepriesen. Und genau dieses Wort, als hätte das Hirn des Fremden es aus dem Denken des Fiebern-

den aufgefangen, ertönte neben ihm: „Das ist deutsche Herrlichkeit und Größe wie Wagner und Bach. Da kann unsereiner nur als Helfender und Dienender dabei stehen."

„Onkel Hirsch, sprich nicht so viel. Er versteht dich ja nicht." Mit einem Satz zeitverteilender Schnelligkeit sprang Wehrbergs Denken nach vorne. Er faßte die lange, schmale Hand, die so oft für ihn schreibend geworben hatte.

„Du bist da?" Blickte um sich: Richard — Hildegard, nein, Agnes — doch wieder Hildegard.

Stehen Tote auf, erscheinen in neuer Gestalt?

Ganz klar wurde es jetzt in ihm, um ihn. Das wilde Wasser sah er, das berstende Haus, die wirbelnden Baumstrünke.

„Ist die Everl gerettet?"

Richard trat vor. „Aber Vater, danach hast du schon so oft gefragt! Freilich, die spielt unten mit den anderen Kindern!"

„Eins hab' ich vergessen", sagte er mühsam. „Den Regenwurm hätte ich mitnehmen sollen. Sie hatte solche Freude an dem Tier."

„Dafür hast du dein Requiem geborgen. Regenwürmer gibt es genug —"

Hirsch schwieg auf ein Zeichen Hildegards.

Wehrberg rückte die Brille zurecht. „Es dunkelt ja schon. Und der Himmel ist klar. Wie rasch sich das Unwetter verzogen hat."

„So was kommt und geht schnell", sagte Hirsch gleichmütig und machte dabei eine unwillige Bewegung gegen Hildegard, die ihm wieder ein Zeichen geben wollte. So klug war er selbst, zu verschweigen, daß Wehrberg schon vierzehn Tage mit Lungenentzündung und hohem Fieber hier gelegen war.

Aber plötzlich erkannte der Meister selbst, daß heute nicht mehr der Tag war, an dem die Wasser der Malta losgebrochen waren.

Er richtete sich auf, sah starr Paul Hirsch an und sagte langsam: „Ah, ich verstehe. Das muß ja schon lange her sein — sonst wärst du nicht hier. Und es muß wohl sehr schlimm mit mir gestanden sein — sonst wieder wärst du nicht gekommen."

„Kleiner Ferienbummel! Zufall!" brummte der Kritiker.

„Lüg' nicht, Paul! Aus Zufall reist du nicht — halt, noch eines: vielleicht steht es noch sehr schlimm um mich. Ich fühle mich zu gesund und klar."

Und plötzlich ergriff er die Hand des Freundes.

„Neig' dich zu mir, Paul — ganz dicht — du wirst mich verstehen —"

Er sang ohne Worte eine Melodie. „Ist's das?"

Hirsch sank in sich zusammen, mühsam stammelte er ein „Nein, nein!"

„Also doch!" hauchte Wehrberg und sank wieder in die Kissen zurück.

Was die andern nicht begriffen, nicht erkannt hat-

ten, das hatte Hirsch sofort gehört. Die todesbange Ahnung Kurwenals:

„Erwachte er, wär's doch nur,
Um für immer zu verscheiden."

Othmar Wehrberg sah lange schweigend durch das Fenster. Die Tauerngipfel bluteten, Ströme von golddurchwirkten Purpur rannen an ihren Flanken nieder, die Wälder wurden körperlos und dunkel, nur in den Höhen war ein stilles, großes Leuchten wie eine unsagbar erdentrückte Musik. Dort oben waren die Wildnis und das Ödland, von dort war gekommen, was die Menschen Kunst nannten. Die lärmenden Siedlungen der Tiefe waren nur die Werkstätten, in denen das Gold der Einsamkeit zu Geschmeide verarbeitet wurde.

Und jetzt kam die Nacht, in ihrem hüllenden, bergenden Schoße regte sich neues Werden und neues Leben.

Jetzt kam die Nacht — das wußte Othmar Wehrberg genau. Sein Blick suchte Richard — da war das neue Werden. Er hatte es nie verstanden, hatte es wohl auch nicht verstehen wollen.

Eine flackernde, unruhige Angst packte ihn plötzlich. An Agnes, der Unvergessenen, ihm stets von Neuem Lebendigen hatte er sich versündigt, da er nicht hatte begreifen wollen, was in ihrem und seinem Kinde Gestalt und Form annahm.

Wenn das noch möglich wäre. Wenn er alle Kräfte,

die ihm gegeben waren, dazu sammelte, mit dem ins Klare zu kommen, was Richard seine Kunst nannte!

Er winkte den Sohn zu sich.

„Du wirst also nach Afrika reisen, Ricki!"

„Laß das jetzt sein, Vater. Wenn du gesund bist —"

Er machte eine abwehrende Handbewegung.

„Und dein neues Werk — wie hieß es doch schnell?"

„Ist ja so belanglos —"

„Ja richtig! Das Weinen des Urwalds. Merkwürdig, dazu kann man tanzen!"

„Vater, ich bitte dich —!"

„Urwald — das ist auch Öde, Gottes Gartenland."

Er sprach schnell, fieberisch, mit vulkanisch hinausgeschleuderter Energie. „Wenn du's mit der heiligen Kunst ernst nimmst, dann kann auch daraus etwas Großes werden. Ich hätte es gerne einmal gehört so wie du dir's vorstellst!

Warum seht ihr euch so an? Was ist da wieder für eine Geheimnistuerei?"

Aufgeregt, mit der verzehrenden Ungeduld des letzten, kurzbefristeten Aufflammens fuhr er mit den Händen in der Luft herum. „Ich will's wissen."

Hildegard trat heran und legte ihre Rechte auf seine heiße Stirn. „Gar nichts ist — errege dich nicht so. Heute ist die europäische Uraufführung von Rickis Werk in München."

„Das nennst du gar nichts, du als Mutter — ach so, du bist ja jetzt die Hildegard — sogar den neuen Namen hab' ich vergessen!"

Er atmete schwer. „Da gehört Ricki hin. Seine Fehler lernt man am besten aus Aufführungen kennen. Nach der Uraufführung meiner ersten hab' ich die ganze Partitur umgeschmissen."

Eine Weile lag er wieder still da. „Ich wäre auch hingefahren", sagte er endlich leise. „Vielleicht hätte ich mich sogar gefreut — an deinem Werk." Er hielt inne, schien sich an etwas zu erinnern. „Wie der Fluß gebrüllt hat — die zerrissenen Bäume aufgeschrien! — Und dann war so ein Stampfen und Pochen da, als wenn viele Füße von Urweltstieren den Boden erschütterten. Ein ungeheurer Taktschlag — ein Rhythmus der Natur! Den haben wir ganz vergessen — vielleicht kommt ihr Jungen darauf. Mußt deshalb nicht nach Afrika fahren, Ricki. Es ist hier auch zu finden. —

Doch nein," setzte er hastig hinzu, „fahr nur, du freust dich darauf — und der Hesekiel, der schwarze Gauner, — paß auf, daß er dich nicht übers Ohr haut — hast du den Vertrag hier? Gib her, wir werden ihn durchsehen, du, ich und Paul mit seinem scharfen Köpfchen — wo sind sie denn?"

Er sah sich im Zimmer um; auf einen Wink Hildegards hatten die Männer den Raum verlassen.

„Jetzt ist's genug, Othmar, du mußt ruhen!"

Zum erstenmal hatte sie ihn beim Vornamen genannt. Aber es war kein Jubel der Erfüllung in dem Worte, sondern ein demütiges Sich-neigen vor einer andern.

Sie wußte, daß die tote Frau in und um ihn weilte, daß die Wesenheit einer Hildegard Amann nur am Horizont seines Denkens stand.

Er sprach sogar von ihr zu dieser andern — so weh tat das! „Die blonde Schweizerin, Agnes, die mußt du lieb behalten. Ich glaube, sie hat was für Ricki übrig. Ist Unsinn — er ist ein Luftikus. Wär traurig, wenn er in seinem Alter keiner wäre. Zu früh soll man sich nicht belasten. — Ist das Radio des Lehrers nicht da? Ich möchte Rickis Werk hören! Wo hat der Lausbub das Instrumentieren gelernt?"

„Das Radio ist mit dem Schulhaus zugrunde gegangen", beruhigte sie ihn.

„Ach Unsinn! Ich hör's doch, ganz genau. Herrgott, diese Orchesterfarben! Wie das in den Bäumen braust und wühlt! Und die Stimmen der Tiefe — da, das Saxophon. Hätt' nicht gedacht, daß man so viel aus dem Instrument herausholen könnte! Das Horn sollte hier gestopft sein, Ricki! Klingt angstvoller. Wie läßt du denn die Rührtrommel schlagen? das ist ja ganz neu, klingt wie ein ferner Ruf —"

Das war das Unbegreifliche, das Mysterium der letzten Stunde, und hätte es nicht die wahre Hildegard Amann, die einzige Zeugin, erzählt — die andern hätten es später nicht geglaubt.

Othmar Wehrberg hörte durch ein Wunder, durch eine letzte Gnade über Zeit und Raum hinweg das Werk seines Kindes, das um diese Stunde, Hunderte von Kilometer entfernt, aufgeführt wurde.

Was er hörte, was er in kurz hervorgestoßenen Worten mitteilte, stimmte mit dem tatsächlichen Gange der Partitur überein.

Hilde hatte nicht den Mut, diese Phantasien durch Mahnung zur Ruhe zu unterbrechen. Sie wußte, daß in der Seele des sterbenden Mannes ein Heiliges und Großes vor sich ging: er söhnte sich nicht allein mit dem ihm bisher unverständlichen Schaffen seines Kindes aus, sondern erlebte auch das Echte und Wahre, das manchmal nur keimhaft, von kulturellen Flitter verhüllt, in der neuen Tonkunst enthalten war.

Er hatte die Brücke gefunden, die sich zwischen der Musik entschwundener und atmender Tage spannte, die Jahre der Zerrissenheit, des Suchens und Tastens hatte er überwunden, war vielleicht sogar seiner Zeit vorausgeeilt und hatte visionär erschaut, was die ungebrochene Kraft der Primitiven dem ausgelaugten, müden Europa einst schenken würde.

Das Mädchen hielt die Hand des Mannes und fühlte, wie dessen Leben erlosch, ins neue geheimnisvolle Sein der Natur zurückströmte und wieder fruchtschwangere Erde wurde gleich dem vom Strom gerissenen Urwaldsbaum, auf dessen Stamm Neues wächst und blüht.

Als sie die Fenster zurückschlug, waren die Eisgipfel der Tauern morgenbleich, und die Wälder wuchsen aus dem dunklen Einssein der Nacht zu neuer vielfältiger Gestaltung heran. Grau, fahl und geschuppt wie der Körper eines toten Drachen lag über den Feldern und Wiesen das Geröll der Malta.

Um das Haus stand schweigend, mit entblößten Häuptern das Volk der Berge. Die Bauern, Hirten, Jäger, die Führer, die Köhler, die Wurzelgraber, die Wildheuer, Fischer, Holzknechte.

Alle, alle!

Dem hatte die Malta das Haus zerschlagen, jenem den Acker vermurt, diesem da das Korn weggeschwemmt, dem andern das Vieh ertränkt.

Harte Arbeit war not, jede Stunde Händeregens war Kampf gegen den furchtbaren Winter im verarmten Tal.

Aber heute standen sie und warteten, weil einer starb. Seit Mitternacht waren sie so gestanden, mit der ruhigen Zähigkeit und Geduld, welche den Bergmenschen den Tod erwarten läßt. Einer starb! Sie wußten nicht, was der für die Welt war, hatten keine Ahnung von Denkmälern aus Erz und Stein, die man ihm einmal setzen würde. Die Malta hatte ihn mit ihrem Eiswasser gerafft, wie sie Haus und Acker gerissen hatte.

Er war einer der Ihrigen gewesen, der Lehrer, bei dem noch viele zur Schule gegangen waren, und des gewaltigen Markus Grabeinig Tochtermann.

Ein Musikant! Was weiters?

Ein Kind hatte er auf den Armen aus dem Wasser getragen. So nahe dort oben allstündlich der Tod ist, so kostbar ist ein Menschenleben!

Das kleine Everl hing mit müden, verschlafenen Augen auf dem Arm seiner Mutter. Sie streichelte es wach. „Schlaf nicht, Kindel! Wach' und bet'! Der dort stirbt, geht für dich hinüber."

Auf einem Steinblock saß Paul Hirsch. Neben ihm stand mit hartem unbeweglichen Gesicht Richard.

Der Doktor hatte den Mantel über den Kopf gezogen, stoßendes, verbissenes Schluchzen erschütterte seinen schmächtigen Körper. Richard legte die Hand auf seine Schultern und zwang den Zusammengefallenen empor.

„Jetzt!" sagte er mit tonloser Stimme.

Am Fenster war Hildegard erschienen und machte eine große, schweigende Bewegung.

Das verstanden sie alle. Das Volk der Berge sank in die Knie, und ein leiser, weher Ruf, ein Hauch fast nur, durchschnitt die Stille des Morgens.

„Das war das Größte, was Othmar Wehrberg je komponiert hat", murmelte Paul Hirsch in sich hinein.

* * *

In weiten, kreisenden Bögen suchte ein Aeroplan eine Landungsstelle in dem engen Tal. Er glitt über

den Boden hin, fand keinen Auslauf, gab Vollgas und hob sich wieder empor. Ein Dutzendmal das gleiche Spiel.

Schließlich ließ Max Rotter die Räder über eine schmale lange Wiese laufen, stellte das Gas ab und rannte mit der letzten verminderten Geschwindigkeit in einen Zaun. Aus einem Wust von zerspellten Tragflächen sprang er zu Boden.

„Warum habt ihr mich nicht rechtzeitig gerufen?" heulte er auf.

Wie ein Kind mußten sie ihn zum Friedhof führen.

Neben Markus Grabeinig und seiner Tochter war ein neuer Hügel. Ein Holzkreuz vorderhand darauf mit frischen Kränzen aus Bergblumen.

Das kleine Everl war dort und spielte mit runden Kieseln. Die Mutter hatte ihr befohlen, an das Grab seines Retters beten zu gehen. Das hatte das Kind gedankenlos und eiligst gemacht; jetzt baute es einen Garten, steckte Kranzblumen in die Erde, lachte und plauderte mit sich selbst.

„Das war sein letztes Werk", sagte Hirsch und zeigte auf das Kind. „Ein junges Menschenleben!"

Richard aber wußte, was die Musik des Vaters für Rotter bedeutet hatte. „Er hat das Requiem noch vollendet. Ich werde dir die Skizzen zeigen. Bevor ich nach Afrika reise, will ich's instrumentieren."

„Wir alle reisen morgen ab", erklärte ihm Hirsch, als sie dann im Dorfwirtshaus zusammensaßen.

„Denn morgen kommen die Deputationen und Abgesandten aus den Städten. Von überall her. Mit Kränzen, Reden und Musik! Sogar ein Orchester schleppen sie mit. Man ist reichlich verstimmt, daß wir Othmar Wehrberg hier in aller Stille sterben ließen und begraben haben. Wien hat schon ein Ehrengrab angeboten und sozusagen kategorisch die Leiche verlangt. Sie wollen ein Museumsstück mehr auf dem Zentralfriedhof haben. Aber — sieh dir dort am Nebentisch den Kerl an. Das ist der Bergführer Wolfer!"

Rotter verstand den Zusammenhang nicht, blickte Hirsch fragend an.

„Solche Fäuste wie der haben sie alle, die lassen sich Othmar Wehrbergs Grab nicht nehmen." Und feierlicher setzte er hinzu. „Er ist in die Heimat eingegangen, aus der er gekommen ist."

Bleich und schweigend ging Hildegard neben den Männern hin. Keiner wagte zu fragen, was sie nun tun wolle; sie alle ahnten Zusammenhänge, die zu fein waren, um durch Worte ausgedrückt zu werden.

Richard und Hirsch fuhren mit dem Postwagen fort — sie machte noch immer keine Bewegung, abzureisen.

Noch einmal stand sie am Grabe, mit Rotter, der sich von seinem toten Meister nicht trennen konnte. Heute gehörte er noch ihnen, morgen kamen die vielen, vielen aus allen Teilen Europas.

„Und nun, Fräulein Hildegard?" fragte der Ingenieur zaghaft.

Sie sah ihn mit wehen, fernen Augen an.

„Sie warten doch gewiß auch nicht den Ansturm der Offiziellen ab. Reisen in Ihre Heimat, nach Bern?"

Sie nickte. Forderung des Alltags trat wieder heran.

Als sie dann ins Dorf gingen: „Was ich Ihnen einmal vorgeschlagen habe, bleibt bestehen. Sie müssen sich umstellen, in ein anderes Leben treten. Über diesen Tod hinweg können Sie einfach nicht dort fortsetzen, wo sie die Stadt verließen."

Wie gut er sie verstand! Wohl der einzige, der von allem Unausgesprochenen wußte!

„Vielleicht komme ich. Aber — vorher — muß ich Ihnen noch etwas erzählen."

„Das sollen Sie nicht", erwiderte er herzlich. „Ich weiß ja alles."

Sie gaben sich die Hände. Und als sie so schweigend einander gegenüberstanden, nichts um sie als Wald, Berge und orgelnder Strom, da war es beiden, als lege sich eine dritte unsichtbare Hand auf ihre verschlungenen Hände und binde beide fest zu unauflösbarer Einheit zusammen.

Von Gustav Renker erschienen im gleichen Verlage:

Feuer im Osten

Roman

5. Tausend. Gebunden RM 6.50

★

Die Stadt der Jugend

Ein Studentenroman aus Österreich

5. Tausend. Gebunden RM 5.50

★

Der Flieger

Roman

5. Tausend. Gebunden RM 6.50

★

Das Volk ohne Heimat

Roman

8. Tausend. Gebunden RM 6.50

★

Der sterbende Hof

Roman

10. Tausend. Gebunden RM 5.—

★

Der See

Roman

5. Tausend. Gebunden RM 6.50